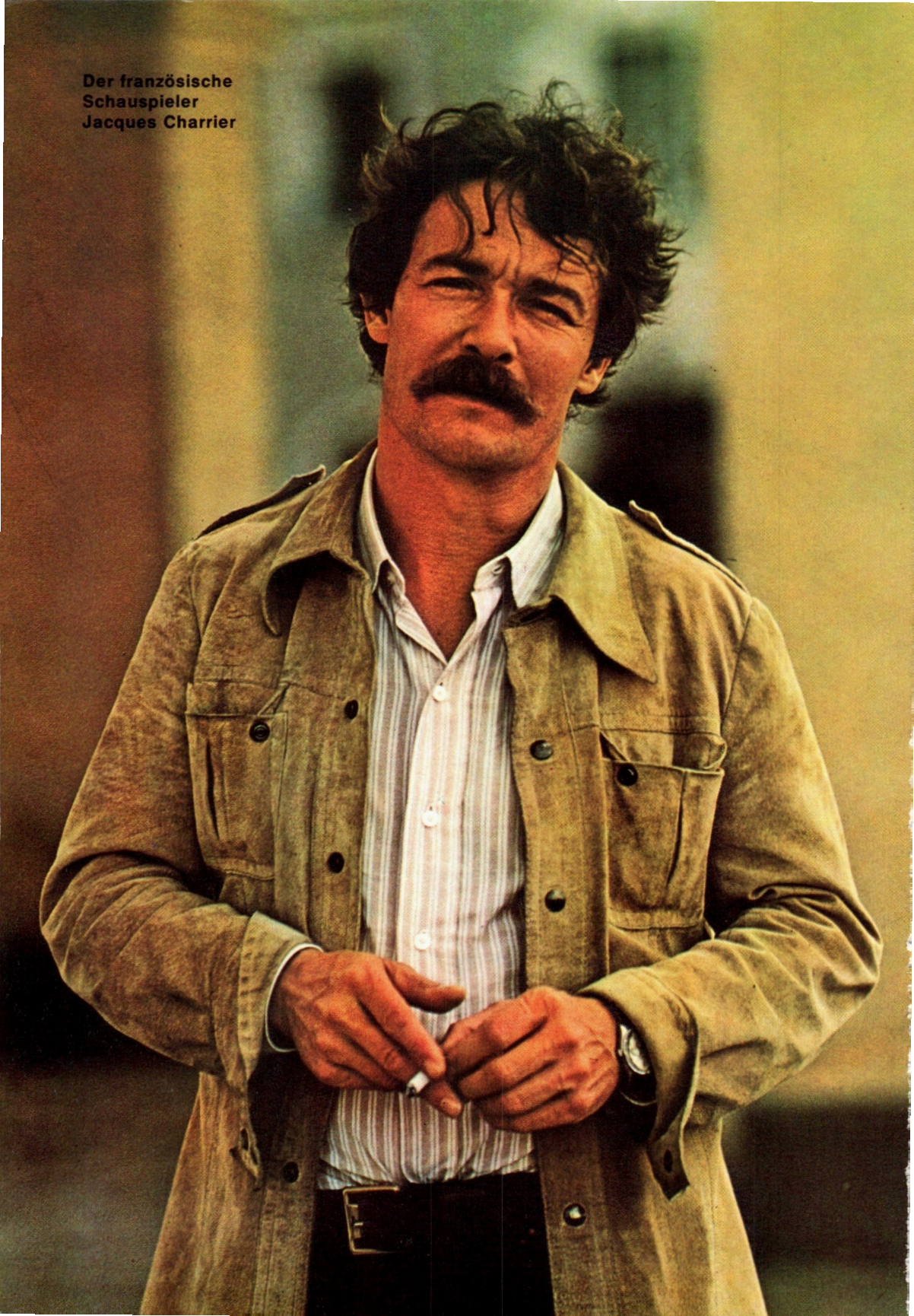
DAS Magazin
Heft 10
Oktober
1976
Preis M 1.-
b.w.



Der französische Schauspieler Jacques Charrier

DAS MAGAZIN Heft 10, Oktober 1976, Jahrgang 23

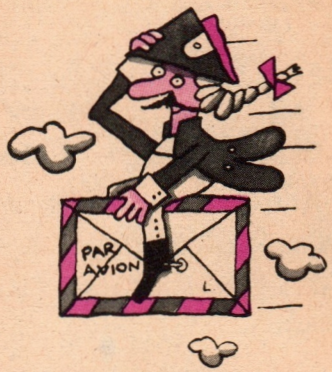
Sie an uns 2
Lothar Kusche: Hallo, Lady aus Warschau! 4
T. A. G. Hungerford: Endrunde 6
Maurice Roland: Der Schlangenbiß 11
Erich Loest: Ein Traum von Anzug 14
Arno Reinfrank: Dem Leben abgelaust 16
Hans Kleffe: Ich küsse Ihren Fuß, Madame 21
Kurt Stern: Mein Weg in die Elfte 24
Heinz Stern: Die schachspielende Schule 27
Herbert Sandberg: Der freche Zeichenstift: Edward Gorey 31
Gerda Ewald: Er hat mir 1 000 Mark bezahlt 37
Hans-Joachim Meyer: Strandgutgeschichten 38
Anna Mudry: Rosella und Franca, zwei Mädchen aus Sizilien 44
Harald Wessel: Ist denn die Freiheit ein Museumsstück? 49
Prof. Hermann Henselmann: Über Fritz Cremer 50
Filmtips 53
Helga Bemmann: Frau Berolinas Musenkinder-Memoiren 54
Berlin-Magazin 58
Hil: Mode international 60
Abgehörtes — Ausgelesenes 66
Thomas Bencard: Roboter auf dem Vormarsch 68
Helmut Lenz: Wer schlachtet schon ein goldenes Pferd? 71
Rätsel 74
Liebe, Phantasie und Kochkunst 80

Chefredakteurin: Hilde Eisler
Stellvertretender Chefredakteur: Manfred Gebhardt
Chefreporter: Heinz Stern
Literatur und Leserbriefe: Hannelore Webersinke
Kultur: Gerda Ewald
Bildredaktion: Brigitte Voigt, Brigitte Sellin
Gestaltung: Bernd Meier
Herstellung: Kurt Scharf
Redaktion: DDR-1056 Berlin, Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: 2 44 34 35, 2 44 33 87
DAS MAGAZIN
erscheint im Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Rudolf Barbarino
Sammel-Nr. 24 40
Druck III/9/1
Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden
Lizenznummer 233 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Erscheint monatlich
Anzeigenannahme: DEWAG Werbung Berlin, 102 Berlin, Rosenthaler Str. 28—31, Tel. 2 26 27 75 und alle DEWAG-Betriebe und -Zweigstellen in den Bezirken der DDR.
Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1. 1. 1976.
Anzeigenannahme für Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG Berlin, 104 Berlin, Tucholskystr. 40
Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes Buchexport zu entnehmen
Titel: Werner Klemke; Fotos: Linke (1) 2. US; Bergemann (5) S. 4, 5; Voigt (2) S. 17, 58; Archiv (15) S. 18, 24/25, 42, 43, 61, 71, 72/73; K. Fischer (1) S. 19; Friedrich (7) S. 27, 28, 29; Archiv Gorey (1) S. 31; Grams (7) S. 34, 35, 36; Bergstrom/C. P. (1) S. 37; Prockat (10) S. 38, 39; Schäfer (5) S. 40, 41; Sowjetskoje Foto (1) S. 42; Kélaidités (1), Clément (1), Söllner (1) S. 43; Mudry (7) S. 44, 45, 47, 48; Privat (1) S. 49; Progress (1) S. 53; Bemmann/Archiv (4) S. 54, 55, 56, 57; Bertrand (1) S. 60; Lucas (3) S. 61, 65; Newton (1), Barbieri (1) S. 61; Melis (2), Catalano (4), Laporte (1), Interdite (1) S. 62; Knesew (4) S. 63; Russel/C. P. (3) S. 64; Wandelt (2) S. 65; Zentralbild (1) S. 69; Heilemann/C. P. (1) S. 75.

ROFRA
HAARLACK
SPRÜHER
unentbehrlich
für den
tadellosen
Halt Ihrer
Frisur,
formschön,
preiswert und
umweltfreundlich.

Erhältlich in
Fachgeschäften
und in
Warenhäusern.

BRIEFE SIE AN UNS BRIEFE



In der Not „Blickpunkte“

Ernst Stein Krauß, Halle:

Ich möchte mich zu einer Bemerkung in den Leserbriefen äußern, und zwar zu der Frage: „Warum immer die Frau im Blickpunkt?“ Diese Blickpunktstellung erfolgt doch meist durch die Männer. Wenn die Frauen geistig etwas regsamer und anspruchsvoller wären, hätte man etwas weniger Unzufriedenheit der Männer, weniger Seitensprünge derselben, weniger eheliche Auseinandersetzungen und weniger Scheidungen. Bei den meisten Frauen ist es doch leider so: Wenn sie erst mal einige Zeit verheiratet sind, glauben sie ihr Ziel erreicht zu haben, werden nachlässig und schlafen selbst in lauen Frühlingsnächten sofort ein, also müssen wir Männer weiterhin Blickpunkte in unser Suchen und Hoffen stellen!

Nicht auf den Hund gekommen

Ursula Ihlenfeldt, Berlin:

Die Erzählung von Manfred Raquet „Schoten-Willis blutiges Ende“ im Augustheft hat mir ausgezeichnet gefallen. Ich nehme an, sie beruht auf einer tatsächlichen Begebenheit, und da möchte ich dazu sagen: Wenn eine kriminelle Neigung noch nicht zu stark ausgeprägt ist, kann ein solch ungewöhnliches Vorkommnis eine hundertprozentige und dauernde Sinneswandlung bewirken. Und vielleicht wird ein Herr Willi . . . noch dankbar sein, daß er als Schoten-Willi durch einen Hundefutterschreck vom schlechten Weg abgekommen ist.

mir, mich und ma

Günter Jahnke, Rathenow:

Als geborener Berliner habe ich mich über das Lexikon im Berlin-Magazin geärgert, nämlich von wegen „mir" und „mich". Tatsache ist, daß die ersten Sachsen, die nach Berlin kamen, dieses verwechselt haben. Spätere Ausländer hielten sich für Berliner und so kam das zustande. Daraufhin haben die Berliner kurzerhand aus mir und mich „ma" gemacht. Beispiel: Er hilft ma. Probieren Sie mal, und Sie werden merken, daß es stimmt. Der Berliner kann also gar nicht mir und mich verwechseln, weil er nur ein Wort dafür verwendet, eben: ma.

Eisenbahnfan

Wolfram Gäbler, Meißen:

Mit Interesse habe ich den Beitrag über die Eisenbahn von Harald Wessel (Heft 8/76) gelesen. Bin ich doch auch so ein richtiger Eisenbahnfan. Allerdings muß das Zugfahren auch erholsam sein, nicht so, wie in der Hauptsaison, in der besonders die internationalen Schnellzüge weit überbesetzt sind. Vielleicht könnte sich unsere Reichsbahn hier mal bei der Fahrplangestaltung und bei der Wagenbereitstellung etwas einfallen lassen.

Amüsanter Mucchi

Gerda Anders, Leipzig:

Als ausgesprochen exklusiv betrachte ich den kleinen Beitrag von dem berühmten Maler Gabriele Mucchi in Eurem Augustheft. Seine Zeichnungen sind eine Augenweide, sein Text ist amüsant. Könntet Ihr nicht auch andere Maler bitten, Euch solche Betrachtungen, Erinnerungen oder Eindrücke, unterstützt durch eigene Arbeiten, zur Verfügung zu stellen?

Kundendienst

Dr. R. Schubert, Jena:

Als treuer Magazinleser mit 76er Urlaubserfahrung möchten wir in Ergänzung zu den „Winken für den Urlauber" im Juli eine wohlgemeinte Warnung kundtun: ... wenn er im Ostseebad Zingst bei Fleischermeister Kurt Jakob, vorm. Kaftan, Einkäufe tätigt: Man schränke seine Wünsche prinzipiell ein, nicht nur um seinen Körper in schlanker Form, sondern um ihn auch intakt zu halten, denn laut Angebotsliste ist der erwähnte Metzger zu haarsträubenden Dingen bereit, siehe Foto.

Als Babysitter

Claudia Mohs, Dessau:

Wie gefalle ich Ihnen mit meinem Kater? Er war eine gute Idee von Herrn Klemke. Mein Opa hat ihn vergrößert, und mir gefällt er jetzt noch besser.

Ungaststätte

Hildegard Mildner, Burg:

In Ihrem Beitrag Gaststätte des Monats über die „Conditorei" in der Friedrichsgracht stimmte alles, bis auf die Bedienung.

Am 7. August warteten wir von 16.00 bis 16.30 Uhr, ohne überhaupt beachtet worden zu sein (6 Personen, Gesamtplätze 24). Dann, nachdem später kommende Gäste bedient worden waren, erfuhren wir, daß nicht zu übersehen ist, wer früher oder später kommt und daß immer vom gleichen Tisch aus neu bedient wird.

Gäste, die aus Unwissenheit über die Terrasse die „Conditorei" betraten, wurden unwirsch hinausgewiesen mit der Bemerkung, gefälligst den Eingang zu benutzen. In gleicher Weise wie wir wurde ein Ehepaar am Nebentisch schlecht behandelt. Nach 35 Minuten Wartezeit verließen wir unter Protest diese Ungaststätte.

Noch ein Hahnenschwanz

Ruth Kallmann, Berlin:

Über die Herkunft des Cocktails (Heft 7/76 „Durst ist halb so schlimm") sind viele Geschichten in Umlauf, allgemein akzeptiert sei aber folgende: „Der Wirt eines kleinen Landgasthofes war sehr stolz auf seine schöne Tochter, und ebenso lag ihm ein herrlicher Streithahn (prize-fighting cock) am Herzen. Der Vogel verschwand plötzlich und konnte nirgends gefunden werden. Des Suchens müde, schwor der Wirt — und ließ es alle Leute im Dorf wissen —, daß er dem Mann, der den Hahn lebend zurückbringt, seine Tochter zur Frau geben würde. Viele Tage vergingen, bis eines Sommermorgens ein junger Kavallerieoffizier ins Dorf ritt, vor dem Gasthof anhielt und den Hahn dem Besitzer zurückgab. Der hocherfreute Wirt fuhr Getränke auf, so daß alle Gäste auf das Wohl des Schwanzes (tail) vom Hahn anstoßen konnten, der nicht eine einzige Feder verloren hatte. Die Tochter mixte aus Versehen, oder aus Freude über den Anblick ihres zukünftigen Gatten Whisky, Wermut, bittere Liköre und Eis zusammen. Jedem Schmeckte diese Mischung so gut, daß sie auf der Stelle „Cocktail" getauft wurde."

„Das Magazin" übt Solidarität

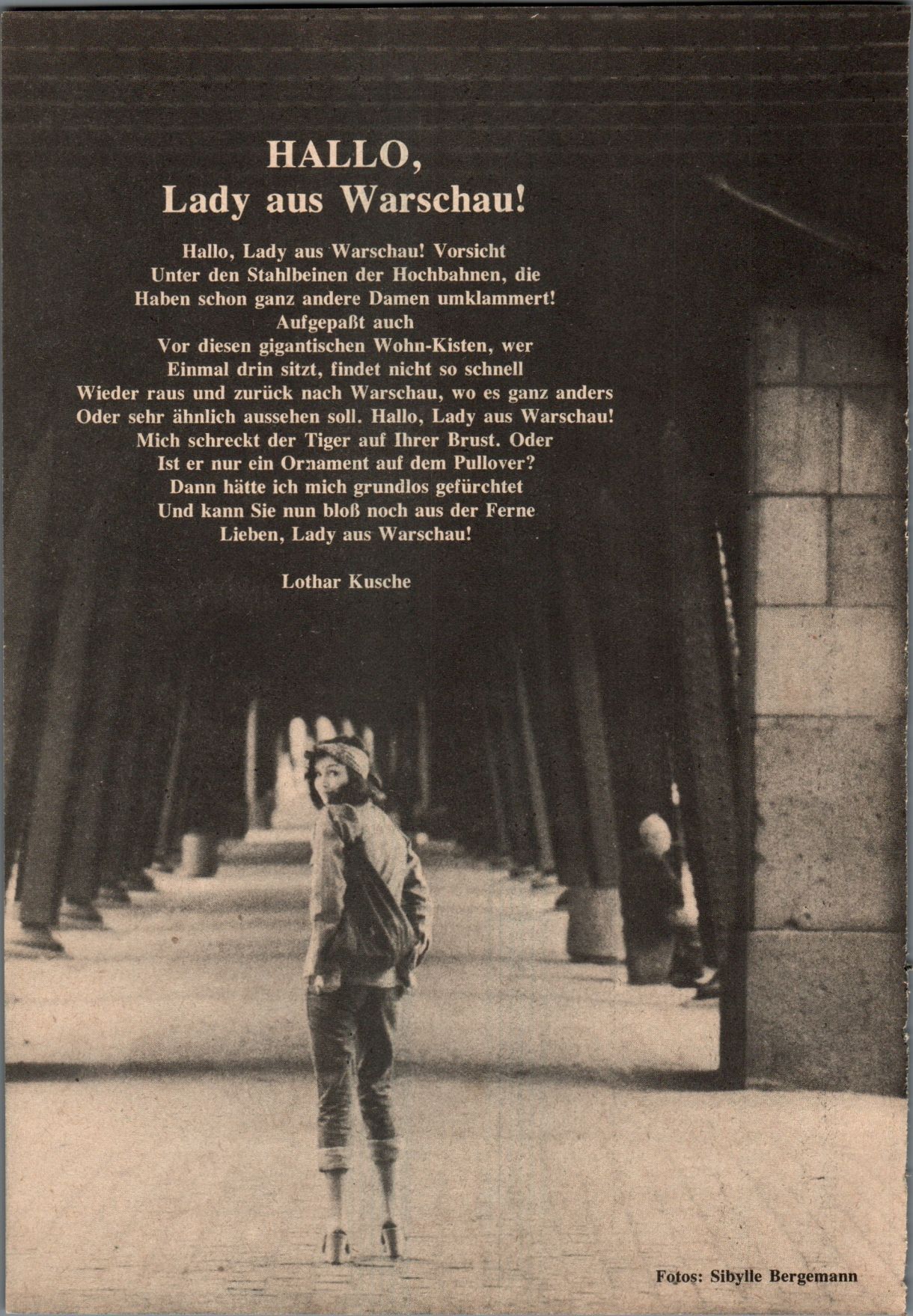
Beim großen Solidaritätsbasar der Berliner Journalisten am 3. September auf dem Alexanderplatz waren natürlich auch die Kollegen des „Magazins" dabei. Sie verkauften unter anderem von Prof. Werner Klemke signierte Poster und Titelbilder, „Magazin"-Fotos und handkolorierte „Magazin"-Lachmarken. Berta Waterstradt, Elizabeth Shaw und Frank Leuchte signierten ihre im „MAGAZIN" erschienenen Zeichnungen und Texte. Das Ergebnis waren 4826,17 Mark, die auf das Solidaritätskonto überwiesen werden konnten. Wir danken allen, die mit ihren Spenden beteiligt waren.

Die Redaktion

HALLO, Lady aus Warschau!

Hallo, Lady aus Warschau! Vorsicht
Unter den Stahlbeinen der Hochbahnen, die
Haben schon ganz andere Damen umklammert!
Aufgepaßt auch
Vor diesen gigantischen Wohn-Kisten, wer
Einmal drin sitzt, findet nicht so schnell
Wieder raus und zurück nach Warschau, wo es ganz anders
Oder sehr ähnlich aussehen soll. Hallo, Lady aus Warschau!
Mich schreckt der Tiger auf Ihrer Brust. Oder
Ist er nur ein Ornament auf dem Pullover?
Dann hätte ich mich grundlos gefürchtet
Und kann Sie nun bloß noch aus der Ferne
Lieben, Lady aus Warschau!

Lothar Kusche



Fotos: Sibylle Bergemann

ENDRUNDE

Erzählung von T. A. G. Hungerford

Als ich an jenem Samstag gegen Mittag heimkam, war es still im Haus. Nicht, daß es dort jemals wie in einem Zirkus mit drei Manegen zugegangen wäre — alles andere als das. Aber für gewöhnlich war ein Geräusch zu hören, vielleicht brummte der Staubsauger, oder der Plattenspieler dudelte ununterbrochen irgendwelchen Mist von den Beatles. Zum Beispiel. Heute - nichts.

Ich ging hinein, da lag Lulu mit einem ihrer verdammten Knochen auf dem Teppich — genau hinter der Tür. Man sah die Fettflecke, nicht nur von diesem Knochen, sondern von allen, die man ihr gegeben hatte, von allen Knochen, zum Teufel, die Rosemary ihr gegeben hatte — denn ich würde Lulu keinen hinwerfen, selbst wenn sie am Verhungern wäre. Sie ging ausgerechnet dorthin, streckte sich, den Knochen zwischen den Vorderpfoten, aus und schaute dann mit ihren großen, strahlenden, intelligenten schwarzen Augen auf, als wolle sie sagen: Nun mach mal was dagegen, Kumpel. Ich würde ihr bei Gelegenheit nur ein Fleischerbeil zwischen diese großen, strahlenden, intelligenten schwarzen Augen pflanzen, und das wußte sie — aber wir besaßen sowieso kein Fleischerbeil. Wozu ein Beil kaufen, wenn man im Supermarkt das Fleisch schon zerteilt kaufen konnte, das Pfund, eine richtige schöne Familienportion, nur rund zehn Cent teurer?

Sie merken schon, wie es bei uns zuging. Ich entriß Lulu den Knochen und schleuderte ihn, so weit ich konnte, in den Garten. Ich ging in die Küche, aber Rosemary war nicht da. Verdammt, dachte ich, sie hätte was Warmes für mich parat haben können. Es war ein kalter Nachmittag, und ich mußte auf den Fußballplatz, hopphopp, und ich wollte nicht herumtrödeln, während sie mir eine geröstete Käseschnitte machte oder sonst etwas, was nicht viel Mühe bereitete.

Vielleicht, so überlegte ich, ist sie in den Fisch-und-Chips-Laden. Das wäre gar nicht übel. Ich hatte mich gerade dazu durchgerungen, meine Hoffnung darauf zu bauen, überlegte schon, ob sie Stachelmakrele oder Judenfisch kriegen würde, und hoffte, daß der Grieche das Gewicht nicht mit unverschämt großen Brocken Steinsalz ausgleichen würde, wie er es meistens tat, da rief sie aus dem Schlafzimmer.

„Don!"

Ihre Stimme klang komisch, und ich fragte mich, ob sie krank war oder sonst was. Sie war nicht aufgestanden, als ich zur Arbeit ging — sie tat das samstags selten, sie fand, es sei sowieso nur ein halber Tag für mich und ich könnte mir selber Weizenflocken und Milch nehmen. Ich ging ins Schlafzimmer, und richtig, sie lag noch im Bett. Sie war überhaupt nicht aufgestanden. Am Morgen war es recht dunkel gewesen, regnerisch und bedeckt, und ich hatte sie nicht richtig gesehen. Nun tat ich's. Sie sah müde, mürrisch und unordentlich aus, und ihre Unterlippe war verletzt, als sei sie ... tja, gebissen worden.

„Hast du dich mit dem Briefträger geknutscht, oder was?" fragte ich im Spaß und berührte meine Lippe.

Sie fuhr förmlich auf mich los. „Wie kannst du so was sagen!" Und sie warf mir einen Blick zu, den meine Enkel noch fühlen werden. Falls ich

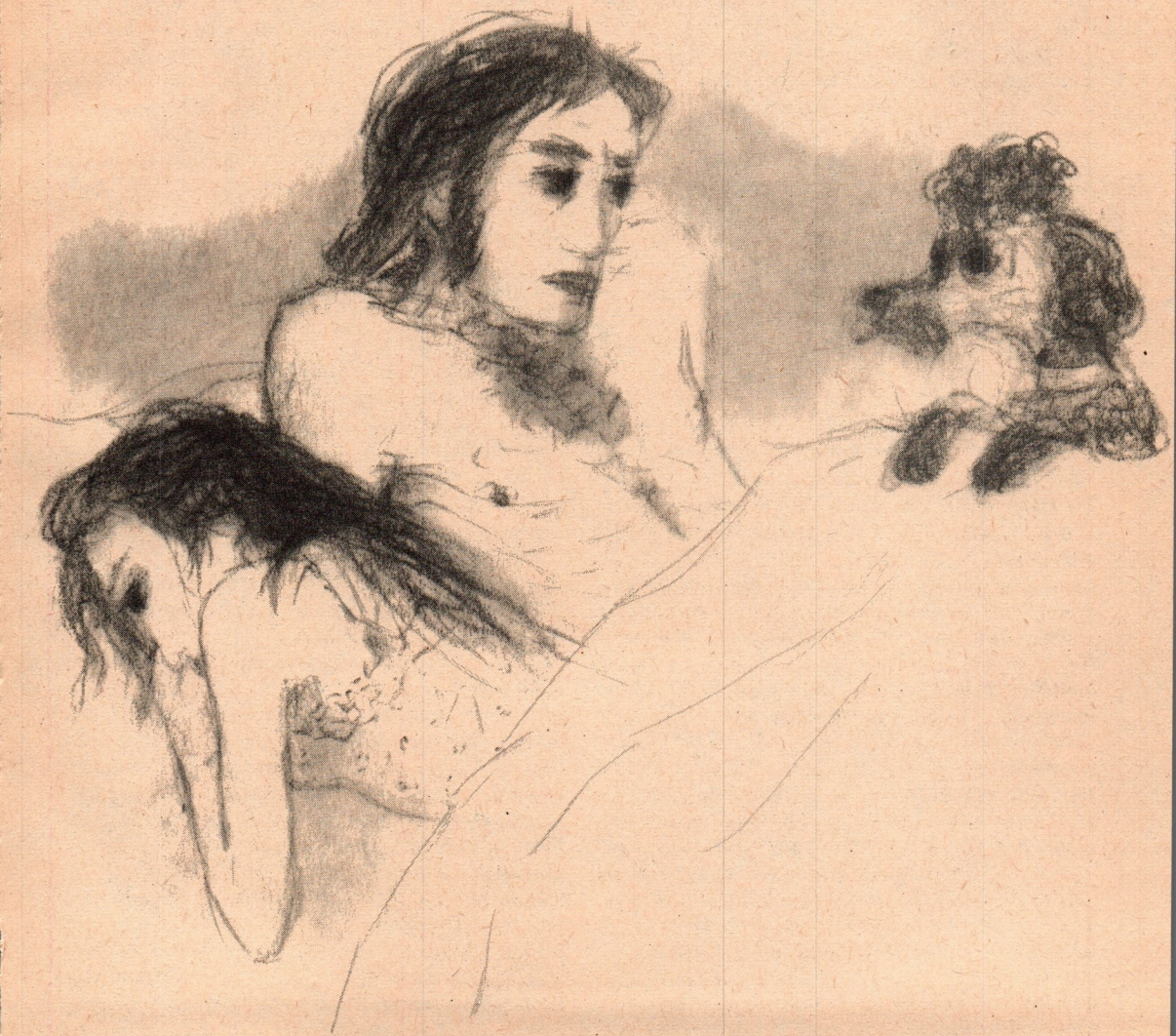
Illustrationen: Gisela Neumann

jemals Enkelkinder habe, zum Teufel! Denn nach acht Jahren schienen wir in dem Bemühen, auch nur ein Kind zustande zu bringen, keinen Erfolg zu haben. „Untersteh dich, so zu reden!“ „Ach, zum Teufel damit. Ich hab nur Spaß gemacht, Was ist los mit dir?“

„Ich bin erkältet. Meine Lippe schwillt immer so an, wenn ich Fieber habe. Das weißt du doch.“ Ich wußte es nicht, ließ es aber dabei bewenden. Es hatte keinen Sinn, sie noch unglücklicher zu machen. Sie hatte geheult, wie ich sehen konnte, und ich wußte, es bedurfte nicht viel, sie von neuem dazu zu bringen. Ich setzte mich auf die Bettkante und legte den Arm um sie. Sie ist ein komischer kleiner Hase. Selbst wenn sie wie der Tod auf Latschen aussah, war sie immer noch hübscher als die meisten Mädchen — und nach acht Jahren Ehe ist das immerhin etwas.

„Tut mir leid, Liebling. Ich wußte nicht, daß dir nicht gut ist.“ Ich küßte sie auf den Hals und dann aufs Ohr, und ich spürte, daß sie sich entspannte. „Mußt du mal, oder was ist? Steh doch mal kurz auf und laß mich das Bett machen. Dann kannst du wieder reinhopsen, und ich bring dir 'ne Tasse Tee oder was du willst, bevor ich zum Fußball gehe.“

Sie bewegte sich eigentlich nicht, aber ich merkte, wie sie sich steif machte, wie so ein schlenkriger, hölzerner Hampelmann, der starr wird, wenn man am Faden zieht. So, wie sie dann sprach, habe ich sie — ehrlich noch nie zuvor sprechen hören, nicht mal über Fußball: klanglos, verdrießlich und müde, denn für ge-



wöhnlich kreischte sie. „Bis daß der Tod uns scheidet ... oder die verdammte Fußballsaison beginnt", sagte sie.
„Um Himmels willen, Ro. Ein einziger verdammter Nachmittag in der Woche ..."
„Gestern abend warst du im Klub", hielt sie mir im gleichen Ton vor. „Mir ist schlecht, Don. Und ich bin ... einsam. Ich will nicht, daß du heute zum Fußball gehst."
„Hm, ich geh aber", antwortete ich. „Ich ruf deine Mutter an, damit sie dir Gesellschaft leistet. Was, zum Kuckuck, kann ich tun, was sie nicht kann?"
Sie sagte kein Wort. Lulu war wieder hereingekommen, ich hörte ihre vermaledeiten Pfoten auf den Vinylfliesen der Küche. Vor der Schlafzimmertür blieb sie stehen und sah mich an, und ich sagte zu ihr: „Scher dich zum Teufel!" Doch sie sprang einfach aufs Bett und begann, Ros Ohr zu beschnüffeln.
Ich ging in die Küche, um mir einen Happen zu essen zu machen. Gerade hatte ich den Kessel aufgesetzt, da ging die Vordertür auf, und es kam jemand herein. Ich spähte um die Trennwand. Es war Ros Mutter. „Hallo, Mutter", begrüßte ich sie, und sie sagte: „Hallo, Don — ich hab nicht gedacht, daß du hier bist. Dachte, du bist zum Fußball. Sonst wäre ich nicht einfach hereingekommen." Sie war eine gute Seele — mischte sich nie ein und kam im allgemeinen nur herüber, wenn man sie dazu aufforderte.
„Kommst genau richtig zu 'ner Tasse Tee. Was führt dich her?" sagte ich.
„Ro." Sie setzte sich an den Tisch und schlüpfte aus den Schuhen. Sie nahm ein Paar dick gefütterte Hausschuhe aus ihrer Tasche und zog sie an. „Kalt, was? Ro hat mich heute früh angerufen und gesagt, sie fühle sich nicht wohl. Wie geht's ihr?"
„Sie liegt im Bett." Ich holte ein Paar Würstchen aus dem Kühlschrank, warf sie in die Pfanne und stellte sie aufs Gas, dann nahm ich Milch heraus, griff mir die Teebüchse vom Bord und stellte drei Tassen hin. Die ganze Zeit über sagte sie nichts, daher fuhr ich fort: „Sie schmollt."
„Fußball?" wollte sie wissen. Ich zuckte bloß mit den Schultern. „Du gehst heute nachmittag?" „Warum nicht?" Ich machte mir ein Weilchen mit den Würstchen zu schaffen und wartete darauf, daß sie etwas sagte, aber da sie schwieg, fragte ich über die Schulter hinweg: „Na ... warum sollte ich nicht?"
„Willst du meine Meinung hören? Ehrlich?"
„Ja."
„Also ... ich finde, du bist ein Dummkopf und ein blöder Egoist. Du mußt dir mal dein verdammtes Gehirn untersuchen lassen." Beinahe wäre mir die Büchse heruntergefallen. Sie fluchte nie. Sie mußte wirklich in Wut sein. „Sie fühlt sich nicht wohl, und ich weiß, ihr wäre es lieb, wenn du daheim bliebst. Hat sie dich gebeten, nicht zu gehen?"
„Jeden verdammten Samstag bittet sie mich darum."
„Und das nutzt ihr eine Menge!" Sie sah mich einen Augenblick prüfend an. „Da steckt mehr dahinter als eine Erkältung, weißt du." Sie legte eine Hand aufs Herz, als drückte das etwas aus, was sie nicht sagen könne oder vielleicht nicht sagen wolle. „Es ist etwas da drinnen."
„Sie ist ein Egoist. Ich reiß mir die ganze Woche den Arsch auf und gehe samstags gern zum Fußball. Na und? Bin ich deshalb ein elendes großes Ungeheuer?"
Sie zuckte mit den Schultern. Ich sah überrascht, daß sie beinahe weinte. Sie fluchte nie und — soviel ich wußte — weinte nie.
„Kannst du nicht ...?" Sie hielt inne und fuhr dann auf merkwürdige Art fort: „Paß gut auf sie auf, Don. Verwöhne sie. Sei lieb zu ihr."
Ich war ein wenig verlegen und sagte im Scherz: „Hör auf ... du willst bloß ein paar Enkel ..."
„Dreh die Würstchen um", sagte sie, und nie ist ein Witz mehr verpufft. Sie heulte nicht laut heraus, aber ein paar Tränen rollten ihr übers Gesicht. „Vielleicht wünsche ich mir wirklich ein paar Enkel."
Ich wendete die Würstchen und legte ihr die Arme um die Schultern. „Beruhige dich, Mutter", sagte ich. „So schlimm ist's nicht. Ich geh eben nicht zu dem verdammten Fußball, wenn es dir so viel bedeutet. Okay?"
„Ihr", korrigierte sie mich. Sie lehnte einen Augenblick lang den Kopf gegen meine Brust. „Ich bin froh. Ach, Don, ich bin heilfroh." Ich dachte: Du hast gut reden!, sagte aber nichts. Ich hatte die Alte gern. Sie stand auf und putzte sich die Nase.
„Mach du dir dein Essen fertig", sagte sie. „Ich husch mal rein und sehe nach ihr. Paß auf die Würstchen auf." Sie küßte mich auf die Wange. Als sie ins Schlafzimmer ging, kam Lulu heraus, legte sich auf den Boden, die Schnauze zwischen den Pfoten, sah mich an. „Hau ab", sagte ich noch einmal, aber nur aus Gewohnheit. Sie blieb einfach liegen.
Nachdem ich aufgegessen hatte, ging ich in unser Zimmer, und Ros Mutter begann die Küche aufzuräumen. Ro lag auf der Seite, sie schlief nicht und starrte auf die Tür. Ich blieb wie angewurzelt stehen, und das Gefühl, wie sehr ich sie liebte, traf mich wie ein schwerer Schlag über dem Herzen. Ich ging ohne zu

zögern zu ihr, legte mich neben sie, in Schuhen und Kleidern, und umarmte und liebte sie. Verfluchter Fußball! dachte ich. Es scherte mich nicht, wenn ich nie wieder ein Spiel sah.

„Du wirst dich erkälten", sagte sie nach einem Weilchen recht schüchtern. Dabei hing sie wieder wie eine Saugpumpe an meiner Brust. „Ach, Don. Ich werde mich bessern. Ich schwöre es. Ich will nie . . ."

„Willst nie wieder wegen Fußball meckern?" fragte ich — immer der Witzbold. Ich wollte ihr gerade sagen, sie brauche deshalb nie wieder zu nörgeln, da brachen diese schrecklichen Schluchzer aus ihr hervor, als wolle ihr das Herz brechen. Ich hielt sie bloß fest, und nach kurzer Zeit beruhigte sie sich. Und dann wußte ich, daß sie eingeschlafen war. Ich kriegte allmählich fürchterliche Kreuzschmerzen, darum stahl ich mich aus ihren Armen und dem Bett. In der Küche setzte ich mich an den Tisch.

„Schläft", erklärte ich, und die Gute nickte. Wir quatschten ein bißchen im Flüsterton, und dann kam doch weiß Gott diese verfluchte Lulu mit ihrer Leine herein und legte sie mir vor die Füße. Ros Mutter lachte.

„Nichts gegen Lulu! Ro hat mir erzählt, sie gingen samstags nachmittags immer spazieren. Um sich die Zeit zu vertreiben." Sie nahm die Leine und band Lulu das Halsband um. „Warum führst du sie nicht aus?" Sie spähte zum Küchenfenster hinaus. „Hat sich aufgeklärt. Ich werde bleiben, bis du wiederkommst, für den Fall, daß Ro aufwacht . . ."

Das Herumsitzen stank mich an, ich dachte schon wieder an Fußball. Also stimmte ich zu und ging — zum erstenmal in meinem Leben — am Ende einer Hundeleine unsere Straße hinauf. Ich kam mir ganz schön blöde vor, und meine Laune wurde auch nicht besser, als ich die Frau meines Kumpels Len Kelly sah, die ihren Milchladen auf die Gartentür gebettet hatte und die Straße auf und ab glotzte, wie es so ihre Art war. Als ich noch zwei Häuser entfernt war, schrie sie: „Also, das haut mich um!"

Das kann ich mir vorstellen, du neugieriges Aas, dachte ich. Das, was du nicht gesehen hast, wenigstens hier in der Gegend, ist entweder noch nicht geboren oder war schon begraben, ehe du einzogst.

Als ich an ihr vorbeikam, fragte sie: „Kein Fußball?"

„Kein Fußball."

„Len ist gegangen — na, vor etwa einer Viertelstunde — er hat gedacht, er trifft Sie auf dem Bahnhof."

Meistens ging ich mit Len. Wir fuhren nie mit den Autos zu diesem Stadion, denn es lag direkt neben dem Bahnhof, und bevor man nach dem Spiel sein Auto vom Parkplatz geholt hatte und aus dem Gedränge heraus war, konnte man mit dem Zug schon ein paarmal zu Hause sein. „Er wird nicht warten", sagte ich.

Sie nickte in Richtung Lulu, die um den Türpfosten herumschnüffelte, um festzustellen, was für Hunde-Männer vorbeigekommen waren, denn die Kleine ist mannstoll. „Meistens führt Mrs. Lacy den Hund aus. Ich meine samstags . . . wenn Sie nicht zu Hause sind."

„Sie ist nicht ganz auf dem Posten."

„Darum also gibt's keinen Fußball", sagte sie, so froh, als hätte sie Lasseters Goldmine noch einmal entdeckt. Ihre Miene wechselte und nahm diesen hinterhältigen Zug an, den Leute haben, wenn sie meinen, auf einer Spur zu sein. „Sie kommt jeden Samstag mit dem Hund vorbei — schlägt immer dieselbe Richtung ein." Sie sah auf ihre Uhr. „Hm — etwa eine halbe Stunde später als jetzt. Wenn Sie mit Sicherheit beim Fußball sind."

„Ja, ich weiß." Ich ließ mir nicht anmerken, daß ich es erst vor fünfzehn Minuten von Ros Mutter in der Küche erfahren hatte. „Bis bald."

Am Ende der Straße bog Lulu nach rechts ein, und ich folgte dem halbmondförmigen Weg. Nach Pudelart sprang sie umher und schien die ganze Zeit einen Zentimeter über dem Boden zu schweben. Sie hielt die Leine ständig gespannt, als wüßte sie, wohin sie ging, was wahrscheinlich war, wenn Ro sie jeden Nachmittag, den ich beim Fußball verbrachte, ausführte.

Wir wohnten in einem Stadtteil, der einmal schick gewesen war. Die feinen Pinkel zogen zum Strand und in den Busch, und das Kroppzeug kam herein. Sie ruinierten teilweise die alten Buden, verwandelten die Veranden mit Faserplatten in Zimmer, ramponierten die Gärten und so weiter und zogen dann wieder aus. Der Umschwung kam, als die Leute allmählich merkten, daß man zu Fuß in nur fünf Minuten in der Stadt war, und wir zogen rechtzeitig ein, bevor die Preise in die Höhe schnellten. Wir hatten eine hübsche alte Ruine gekriegt, die mich auf keinen grünen Zweig kommen ließ, da ich sie nach und nach renovieren mußte, aber wenn wir es durchstehen konnten, hatten wir in etwa zehn Jahren wahrscheinlich etwas Anständiges.

Mir machte der Spaziergang wirklich Freude. Wenn man fährt, schwirrt es unscharf an einem vorbei, aber als ich an der langgestreckten, halbmondförmigen Häuserzeile entlangging, konnte ich mir alles ansehen. Eine ganze Reihe älterer Gebäude war aufgemutzt und in abgeschlossene Einfamilienwohnungen verwandelt worden, um möglichst viel aus ihnen herauszuholen, bevor die Abbrucharbeiter angebraust

kamen. Überall waren Autos geparkt, und Neonschilder verkündeten „Shangri-la" oder „Casablanca" oder „Miami Mansions". Es gab noch hübsche Beispiele alter Kunstschmiedearbeit an einigen Balkons und große Kamelienträucher, die schon geblüht haben mußten, als Eyre die Nullarbor-Ebene überquerte. Auf einem alten Grundstück gab es sogar einen Springbrunnen in einem hübschen Steinbecken — natürlich ausgetrocknet — mit diesen tollen großen Muschelschalen, in die man früher nackte Kinder zum Fotografieren setzte. Ich schlenderte gerade an diesem Grundstück mit den Muscheln vorbei und dachte: Wahrscheinlich hat das irgend so ein alter Schafzüchter gebaut, der oben an der Nordküste eine Farm hat, da riß mir Lulu die Leine aus der Hand und sauste los wie eine Rakete.

Sie lief nur zwei Häuser weiter und bog in eine Einfahrt ein. Ich rannte ihr nach. Ich glaubte, sie hätte eine Katze oder sonst was gesehen. Als ich zum Eingang kam — es war ein kleineres Haus mit gepflegtem Garten, das nicht in Wohnungen oder so aufgeteilt zu sein schien —, stand sie vor der Tür und bellte wie verrückt. Die Tür stand halb offen, und ich durfte gar nicht daran denken, daß Lulu womöglich hineingelangt wäre, die Bruchbude umgekrempelt, die Katze gekillt oder den Säugling gebissen hätte. Deshalb raste ich den Grasstreifen in der Mitte der Auffahrt hinauf, um sie zu packen. Als ich die Veranda erreichte, rief drinnen jemand — ein Kerl —: „Komm rein, Schatz", jemand, der seine Frau erwartete oder seine Kinder oder seine Freundin, darum stand wohl auch die Tür halb offen.

Aber als hätte die Einladung der verdammten Lulu gegolten, stieß diese die Tür mit der Nase auf und rannte den Flur entlang. Mir blieb nichts weiter übrig, als ihr zu folgen und die Situation zu erklären. Es war schon ein ganz nettes Häuschen.

Das Zimmer am Flurende war groß, mit breiten Fenstern zum Garten hin, mit einem Kaminfeuer, schmutzigen Sesseln und echten Ölgemälden — nicht diese scheußlichen Rosensträuße und weißen Reiher in Tümpeln, wie sie irgendeine Großmutter in der Schule gemalt hatte und die niemand sich wegzuwerfen getraute, aus Angst, die alte Dame könnte ihr Testament ändern.

Niemand war im Zimmer, aber der Kerl — derselbe, nach der Stimme zu urteilen — rief aus einem anderen Zimmer irgendwo in der Nähe: „Nur einen Augenblick, Schatz. Ich hab dich noch nicht erwartet. Ist dein Oller heute früher zum Fußball?"

Ich schwöre, in diesem Bruchteil einer Sekunde war mir zumute wie einem Ertrinkenden, der — wie es heißt — sein ganzes Leben an sich vorüberziehen sieht: die erste Begegnung mit Ro, die im Zoo Tennis spielte, und unsere erste Nacht und dann unsere Ehejahre, Ro im Badezimmer, beim Tanz und in einem Schwimmbassin oben in den Bergen, wie sie zu mir aufschaute und lachte, und Ro in ihrem Bett, vor einer Stunde erst, schluchzend, als würde ihr das Herz brechen. Dann wurde ein Schubfach geschlossen und der Kerl lachte.

„Bist du gestern abend vor ihm zu Haus gewesen?" grölte er. „Was, zum Teufel, machen wir bloß, wenn mit seinem verdammten Fußball Schluß ist? Du weißt, es läuft die Endrunde."

Er öffnete die Tür, trat ins Zimmer und starrte mich, wie vom Donner gerührt, an. Er stierte mich an, ich ihn, und der Hund lag zwischen uns auf dem Teppich.

(Übersetzt von Gisela Petersen,
aus: „Australische Erkundungen",
Verlag Volk und Welt, Berlin)

DER SCHLANGEN-BISS

Kriminalgeschichte **von Maurice Roland**

Auf seine Harke gestützt, betrachtete Hadj die gelben Hügel der algerischen Wüste, welche sich in weiten Wellen bis ins Unendliche erstreckten. Sein Blick blieb am Minarett von Ghardaia haften, einem der fünf Dörfer des M'zab, die sich alle wie ein Bienenschwarm um den Felsen scharten.

Lange schweifte sein Blick über die weiten, von künstlichen Wassergräben bewässerten Gärten, wo unter der fruchtbaren Sonne Arbeiter in Reihen tätig waren. Mit Geduld und harter Arbeit hatte sich Hadj mitten in der Wüste eine kleine, bunte, paradiesische Ecke geschaffen. Schwere Granatäpfel, Dattelhonig, Traubensaft und Gemüsebeete garantierten seinen elf Kindern und drei Frauen schmackhafte Nahrung, deren Überschüsse er den reichen mozabitischen Händlern zu gutem Preis verkaufte.

Vom Bogengang seines Hauses her drangen die freudigen Rufe seiner Kinder zu ihm, die Fatima und Yasmina für die Schule zurechtmachten. Zohra — was Rosenblüte bedeutet — liegt wohl noch im Bett, dachte Hadj mit nachsichtigem Lächeln. Sie war seine erste Frau, die älteste, die ihm allein sechs Kinder geschenkt hatte. Ihre Stellung räumte ihr in gewisser Beziehung manche Rechte ein, obwohl Hadj darauf achtete, alle drei möglichst gleich zu behandeln und jede von ihnen einmal wöchentlich zu beehren.

Er war gerade bei dieser Überlegung angekommen, als vom Frauenhaus Schreckensschreie herüberwehten.

Zohra lag mit verdrehten Augen und blauen Lippen auf der Bettstatt, ihre Züge waren noch vom Entsetzen gezeichnet, das sie in dem Moment erfaßt hatte, als der Tod zuschlug.

Hadj überlegte, während er neben ihr kniete. Er hatte die Hausbewohner in ein Nebenzimmer geschickt, aus dem er Yasminas und Fatimas Schluchzen vernahm. Wieder und wieder fuhren seine Finger über die verletzte Haut, dort, wo sich zwei winzige Einstiche befanden. Es handelte sich zweifellos um den tödlichen Biß einer Wüstenschlange.

Er schüttelte den Kopf, als wollte er einen Wahnsinnsgedanken verscheuchen, der sich in seinem Hirn festzusetzen drohte. War es nicht möglich . . .

Hadj verließ das Haus und bahnte sich rasch einen Weg durch eine Steinallee, wo fruchtüberladene Zweige bis zur Erde reichten. Mit heftiger Bewegung schob er die flammenden Blüten der Bougainvilleas beiseite, die den Eingang zum Schuppen verdeckten, und trat ein. Er blieb vor dem mit einer Glasscheibe abgedeckten Kasten stehen.

Die Schlangen befanden sich auf dem Boden, vielfach ineinandergeringelt. Hin und wieder erzitterte der Haufen, und eines der Reptilien ließ seinen Leib leise in die klebrige Masse gleiten, wie ein Knoten, der sich auflöst.

Immer wieder zählte das erfahrene Auge Hadjs die flachen, dreieckigen Köpfe. Es waren neun, genau die Anzahl der giftigen Tiere, die er in letzter Zeit gefangen hatte. Gewissenhaft inspizierte er den Kasten und das Schloß, beide waren völlig in Ordnung.

Die Schlange, die Zohra getötet hatte, mußte mithin von außerhalb kommen. Aber nein, das war undenkbar, die ersten Schlangen waren mindestens drei oder vier Tagesmärsche von Ghardaia anzutreffen. Hatte eines seiner Familienmitglieder die Todeswaffe ins Hausinnere geschmuggelt? Unwahrscheinlich. Hadj hatte keine Feinde, er behandelte seine Arbeiter wie Brüder gemäß den Vorschriften des Koran.

Er erzitterte, ein Gedanke kam in ihm auf. Hatte er nicht das Gesetz des Koran verletzt, als er die Wüstenschlangen in diesen Metallkasten einsperrte und sie ohne Nahrung ließ, bis der Tod sie ereilte? In seinem Kopf verwirrten sich die Gedanken, und es waren Gedanken, die er lieber nicht heraufbeschworen hätte. Doch heute verpflichtete ihn Zohras Tod, bis ans Ende seiner Analyse zu gehen.

An diesem Tag jagte Hadj, den gegabelten Stock in der Hand, die Schlange in den steinigen Regionen der mozabitischen Ebene. Das war seine Leidenschaft, und er verdiente durch den Verkauf des Giftes an das Pasteur-Institut nicht schlecht. Bei einer solchen Gelegenheit war er über einen von Dornen verborgenen Stein gestolpert, und ein Reptil hatte ihn in den Arm gebissen. Mit seinem Messer hatte er das infizierte Fleisch behandelt und sich dann wie ein verwundetes Tier bis zum Hospital von Ghardaia geschleppt, vor dessen Tür er in Ohnmacht gefallen war. Es waren Höllenstunden unter der

brennenden Sonne gewesen, die er nie vergessen würde.

Drei Wochen später verließ Hadj das Krankenhaus mit dem Schwur, sich an allen Wüstenschlangen zu rächen. Er hatte Wort gehalten. Schon am Tag der Entlassung durchforschte er vom frühen Morgen an die gelbliche Wüstenerde nach seinem Feind. Er jagte ihn überall, spürte ihm mit einer Art von kalter Wut nach, die sich in bösartige Erregung verwandelte, wenn die kürzlich gefangenen Reptilien bei ihren sterbenden Artgenossen auf dem Boden ihres gläsernen Gefängnisses landeten.

Hadj war sehr erstaunt, als der Imam der heiligen Stadt Beni Isguen ihn in die Medresse rufen ließ. Sofort ging der muselmanische Priester zur Attacke über: „Mein Sohn, ich habe gehört, daß du die Schlangen der Wüste verfolgst, daß du sie quälst und sie verhungern läßt, ohne ihnen Gift zu entnehmen, was deine Handlungen rechtfertigen würde. Das widerspricht dem Koran. Allahs Hand wird dich an dem strafen, was dir am teuersten ist, sofern du mit diesen unnützen Grausamkeiten nicht aufhörst." Als treuer Gläubiger versprach Hadj, was von ihm verlangt wurde, doch bei sich war er überzeugt, daß der Imam das Gesetz des Koran willkürlich interpretierte. Es ist keine Sünde, sich an seinen Feinden zu rächen. Und eine Woche vor Zohras Tod hatte er die Jagd auf Schlangen wieder aufgenommen.

Jetzt kannte sich Hadj nicht mehr aus, er war völlig desorientiert. Wenn er Allah beleidigt hatte, so war seine Macht so groß, daß er sie unter übernatürlichen Umständen gebrauchen konnte, die einem ärmlichen Menschenhirn unverständlich waren.

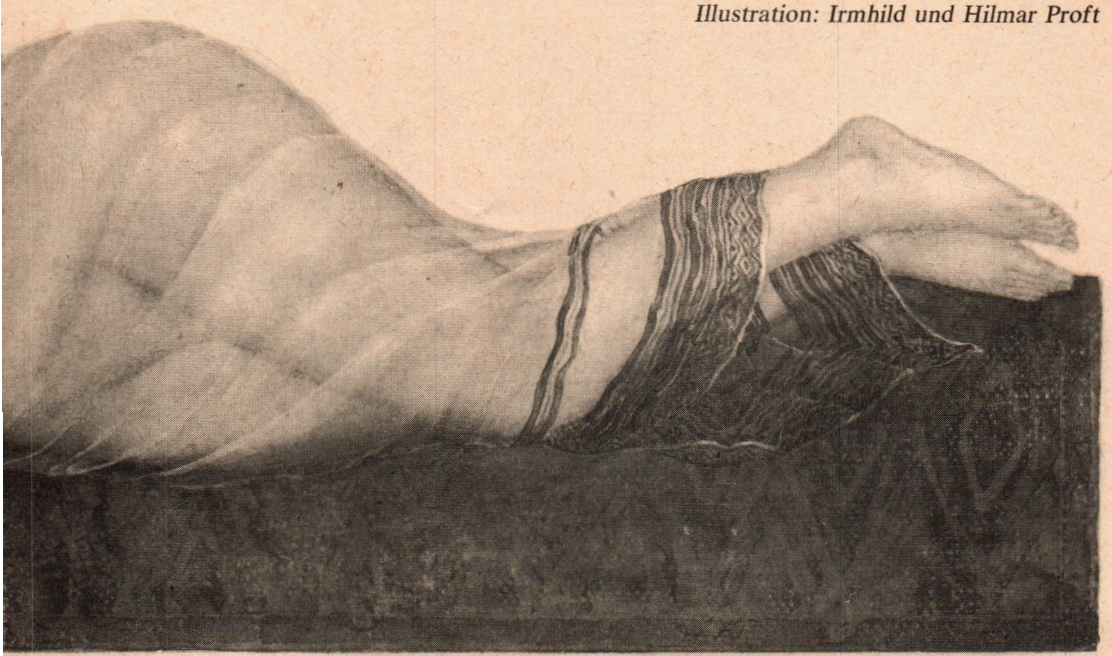
In der Nacht nach den Trauerfeierlichkeiten suchte Hadj Yasmina in ihrer Kammer auf. Sie war seine Lieblingsfrau, die jüngste und schönste unter den dreien. Er hatte sie auf dem Markt von Jemaa el-Fna, dem malerischsten Ort des afrikanischen Kontinents, ihrem Vater abgekauft, der in Marrakesch Gaukler und Tierbändiger war.

Hadj überlegte, während er unablässig die seidigen Schultern seiner Gefährtin streichelte. Das Geheimnis blieb ungelüftet, gleichwohl vermochte er von seiner Überzeugung nicht abzugehen. Durch seine Jagd befreite er die Wüste von ihren bösen Bewohnern, und darüber hätte sich Allah freuen müssen. Doch durfte er, so gering es auch immer sein mochte, das zarte Fleisch Yasminas dem gnadenlosen Biß einer Schlange ausliefern?

Die Hand der Gefährtin liebkoste seinen Unterleib. Eine jähe Welle der Begierde überflutete ihn, und sie stürzten sich in eine Umarmung, die sich bis zum Morgengrauen wiederholte. Diesmal war es entschieden, er würde das Risiko

nicht eingehen. Yasmina war dieses Opfer bei weitem wert.
Der Leib der Schlange wand sich über die leblosen Körper hinweg, die auf dem Boden des Kastens lagen. Ihr platter Kopf wiegte sich einige Augenblicke an dem gläsernen Deckel entlang, bevor er wieder auf den Boden zurückfiel. Morgen oder übermorgen würde ihre Stunde schlagen. Dann würde Hadj die Kadaver weit entfernt wegwerfen und das Duell mit den Wüstenschlangen endgültig aus seinem Sinn verbannen.
Plötzlich revoltierte alles in ihm. Sollte er tatsächlich auf seine Rache verzichten, weil ein alter, verdorbener Imam mühsam aufgearbeitete Glaubensregeln verkündete? Sollte er sich durch den Zusammenfall von zweifellos erschütternden Ereignissen beeindrucken lassen, die indes in keiner Beziehung zu Allahs Absichten standen?
Am Morgen stieg Hadj aus dem Bett und schlug wiederum den Weg zur Wüste ein.
Als der Tag dem Ende zuging, befand er sich auf dem Rückweg, wie gelähmt und ohne Beute. Aus Nervosität oder wegen des unguten Gefühls, das ihn beherrschte, hatte er nichts gefangen. Sämtliche Reptilien, die er aufgescheucht hatte, waren entkommen, als wollten sie sich über ihn lustig machen.
Er erblickte aus der Ferne sein Haus und die Nebengebäude und die Gärten, doch plötzlich merkte er, daß etwas nicht stimmte. Sein Anwesen war wie leergefegt, nichts rührte sich. Er hörte kein Kindergeschrei, entdeckte keine menschliche Gestalt in der Umgebung. Er hatte das Vorgefühl, daß ein Unglück geschehen sein mußte, und lief außer Atem bis zu seinem Domizil. Vom Innenhof her vernahm er die Lamentationen der Klageweiber und die Gebete der Landarbeiter.
„Yasmina."
Es war so etwas wie ein mit Schluchzen vermischter Schrei, der Hadjs Kehle entfuhr. Er eilte hin zu der auf dem kostbaren Knüpfteppich ausgestreckten Gestalt und prallte zurück.
„Fatima."
Er wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte, doch er fühlte sich erleichtert. Yasmina lebte. Er rief Allah an, als er Fatima die Augen schloß. Er flehte um Vergebung. Niemals mehr bis ans Ende seiner Tage würde er, mit seinem Gabelstock bewaffnet, den Weg in die Wüste einschlagen. Künftig konnten die Schlangen von M'zab in Frieden schlafen.
Auf Yasminas Lippen spielte ein seltsames Lächeln. Nun war sie Hadjs einzige Ehefrau und die alleinige Erbin seines Besitzes. Von früher Kindheit an hatte ihr Vater sie auf dem Markt von Jemaa el-Fna die Kunst gelehrt, mit Schlangen umzugehen. Und ihr Vetter Ali war der geschickteste Schlosser von Ghardaia. Es war für ihn ein Kinderspiel gewesen, den Schlüssel für den Schlangenkasten nachzuarbeiten.

(Aus dem Französischen von Michael O. Güsten)
Illustration: Irmhild und Hilmar Proft



Erich Loest

Ein Traum von Anzug

Alles wäre anders gekommen, hätte meine Frau nicht gesagt: ,,Ich pack dir mal deine alte Badehose ein. Tu gefälligst was für deine Gesundheit und sitz nicht dauernd in Hotelhallen und Bars rum!"

Tags darauf stieg ich in die Lüfte, erreichte eine sehr befreundete Volksrepublik und wurde, denn ich war Gast des Schriftstellerverbandes, liebevoll befragt, was ich zu sehen wünsche. Wie es sich gehört, antwortete ich, ich gierte nach Königsgräbern und Kunstgalerien, auch bat ich, mich mit Berufskollegen einen Schluck unterhalten zu dürfen, und endlich fügte ich hinzu: ,,Und dann möchte ich mal ein bißchen schwimmen."

,,Natürlich", erwiderte die Dame des Verbandes. ,,Die DDR ist eine bedeutende Sportnation. Sie sind Schwimmer?"

,,Nun ja, gelegentlich, ich fahre auch hin und wieder Rad. Vielleicht kommen wir an einem See vorbei, ich springe kurz mal rein. Kein Problem."

,,Natürlich." Die himmelblauen Lider der Dame flatterten.

Am nächsten Morgen erfuhr ich, man hätte in der Eile keine Schwimmhalle frei machen können, eine Radrennbahn sei wohl im Bau, aber ...

,,Mein Gott", sagte ich mit meinem bekannten herzensguten Lachen, ,,ein Mißverständnis, Freunde! Ein bißchen Bewegung gelegentlich, mehr will ich ja gar nicht."

,,Natürlich. Die Deutsche Demokratische Republik", hörte ich von einem drahtigen jungen Mann, der inzwischen meinem Betreuerteam beigestellt worden war, ,,ist eine bedeutende Sportnation. Wir kennen und verehren die Leistungen von ..." Es folgten die Namen von vierzig Damen und Herren der Sportwelt, ich sah die ersehnten Königsgräber davonschwimmen, lächelte aber freundlich.

Mein Frühstück bestand aus sechs Hühnern, drei Litern Brühe und einer kandierten Preiselbeere. Ich nippte von allem, sehnte mich nach Kaffee und argwöhnte, daß irgend etwas in die falsche Richtung lief. Später saß ich entgegen der Warnung meiner Frau zwei Stunden lang in der Halle herum und sah zu, wie der Drahtige telefonierte, telexierte, Boten empfing und abfertigte. Ich hätte unterdessen gern ein Bier gehabt, aber eine innere Stimme raunte mir zu, daß man solches von einem Angehörigen einer großen Sportnation keinesfalls erwarte. Da rief der Drahtige: ,,Die Halle ist frei!"

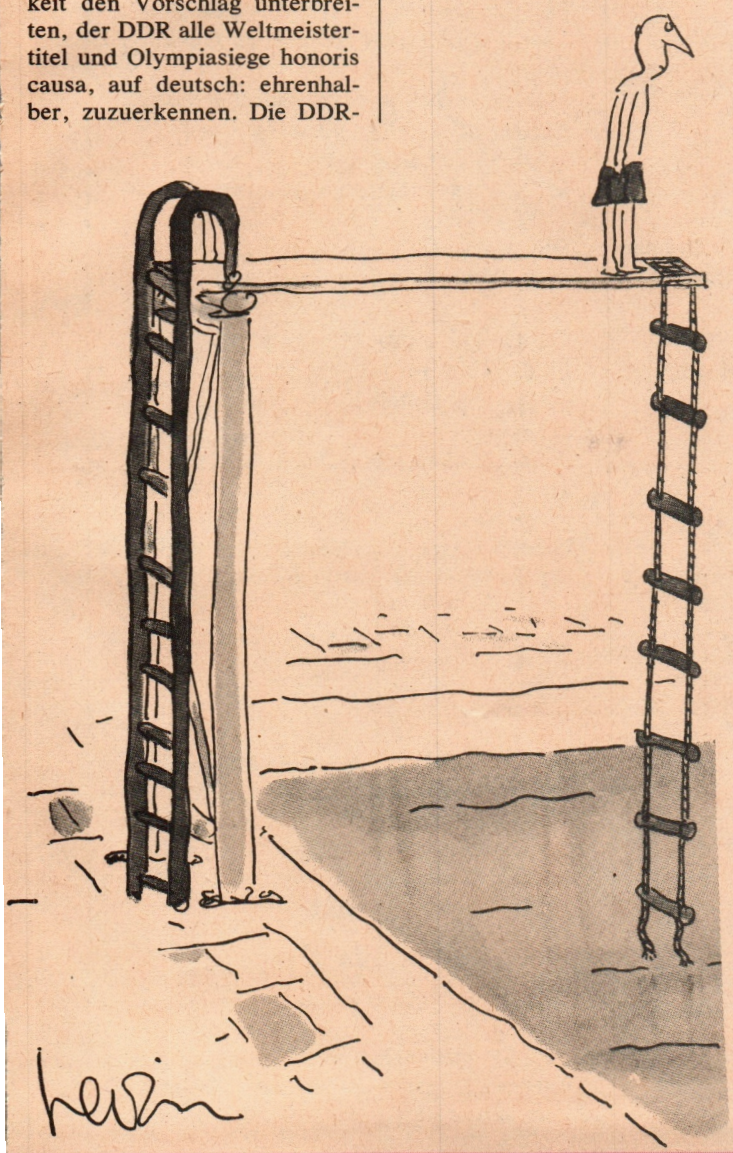
,,Na prima", sagte ich, liftete zu meinem Zimmer, nahm meine ein wenig ausgeleierte Badehose aus dem Koffer, und in einem großen schwarzen Auto ging's davon, heidi, und hast du nicht gesehen, stand ich badebehost in einer mächtigen Schwimmhalle. Von den gefüllten Rängen erscholl spontaner Beifall, eine Lautsprecherstimme hallte; mir wurde übersetzt, der Repräsentant einer bedeutenden Sportnation — es folgte mein werter Name — werde jetzt ein Schauschwimmen bieten. Offen gesagt, mir war die Lage ziemlich peinlich. Die Hälfte meines Bauches zog ich ein, mit der anderen wußte ich nicht wohin; so stieg ich ins Wasser. Im folgenden bediente ich mich meines unorthodoxen Brust-Jugendstils, den mir vor vierzig Jahren mein Opa in den lehmigen Fluten der Kriebsteintalsperre beigebracht hatte. Als ich eine Bahn geschafft hatte, schubste ich mich herum, legte mich auf den Rücken, blubberte ein bißchen und ließ die Zehen gucken; dabei fand ich, daß es nun genug war. Als ich aus dem Becken stieg, erscholl abermals herzlichster Beifall.

Auf der Fahrt zum Bankett fragte mich der Drahtige: ,,Oder sind Sie vielmehr ein bedeutender Trainer?" Ich wollte den guten Mann nicht völlig enttäuschen, so antwortete ich: ,,Eigentlich bin ich Philosoph, Sportphilosoph."

Das Bankett war für sechzig Offizielle vorbereitet; wir aßen und tranken nach Herzenslust, der Drahtige zählte die Namen

von vierzig Trainern und Offiziellen der DDR auf, die die Anwesenden alle, alle kannten, und endlich erhob ich mich zu der von mir, dem Angehörigen einer großen Sportnation, mit Spannung erwarteten Rede. „Die Zeit ist nicht fern", entwickelte ich, „da die DDR-Sportler sämtliche olympischen Goldmedaillen und Weltmeisterschaftssiege erkämpft haben werden. Dann werde ich der Öffentlichkeit den Vorschlag unterbreiten, der DDR alle Weltmeistertitel und Olympiasiege honoris causa, auf deutsch: ehrenhalber, zuzuerkennen. Die DDR-Sportler haben dann den ersten Platz gratis und bleiben hübsch zu Hause, um den zweiten und dritten Platz wird wie gewohnt gekämpft."

Die Stille war ungemein. Ich fuhr fort: „Das hat beachtliche Vorteile: Die DDR-Athleten brauchen nicht mehr ihr Letztes zu geben, das Vorletzte genügt durchaus. Sie können Brot backen, Dächer decken, Beethoven hören, Gurken einlegen — ich aber", und jetzt steigerte ich mich zu visionärer Kraft, „werde auf meine Schultern laden, was das Werk von Tausenden war. In einem Traum von taubenblauem Anzug werde ich von Weltmeisterschaft zu Weltmeisterschaft eilen, auf den höchsten Treppchen die Händedrücke der Zweiten und Dritten empfangen, Jungfrauen hängen mir die güldene Medaille um, ich höre zu, wie unsere Staatsmelodie erklingt, noch einmal winke ich ins Rund, und fort geht es: Schachweltmeisterschaft in Habana, Degenfechten in Rio, Tischtennis in Minsk, Turnierangeln in Osaka — ich bin dabei. Zwischendurch leere ich meinen Medaillenkoffer in Berlin, schon wieder sahne ich ab beim Schwimmen in Detroit, springe rüber zum Volleyball nach Belgrad, und dann ist wieder mal Olympiade. In Stein meißeln wird man meine goldenen Worte: Nicht Sieg ist entscheidend, sondern Nichtteilnahme. Meine Freunde, ich danke für Ihre Aufmerksamkeit."



Das Bankett war dann überraschend schnell zu Ende. Beim Wegfahren warf ich meine Badehose aus dem Auto, ich sah noch, wie Fans sie frenetisch zerfetzten.

Zum nächsten Frühstück bekam ich ein Kännchen Kaffee, zwei Brötchen, zehn Gramm Butter und ein Ei, ich besichtigte noch prima Königsgräber und Stahlwerke. Nie wieder lief mir der Drahtige über den Weg, die Dame des Verbandes waltete ihres Amtes.

Nun bin ich längst daheim, und alles geht seinen Gang. Mein Problem ist nun bloß, was ich mir eher kaufe, eine Badehose oder einen taubenblauen Anzug. Eine Badehose ist natürlich billiger.

Dem Leben abgelaust

Von Arno Reinfrank, London

Ein Händler, der was kann,
kauft sogar einem englischen Richter
die Perücke vom Kopf.

Mit Schnaps kommt man besser über eine
Zeit ohne Geld, als man ohne Geld über
eine schnapslose Zeit kommt.

Ich bin all den kleinen Leuten dankbar,
ohne die es keine großen Leute —
wie mich — gäbe.

Er hat ein goldenes Herz —
aber aus Stahl.

Manche Witze sind so tödlich, daß man den
Erzähler wegen Mordes anklagen möchte.

Selbst das schlechtere Aussehen
kreidet die Ehefrau der Nebenbuhlerin
noch als Vorteil an.

Sogar einen Hund kann man
von den Steuern absetzen —
sofern er beim Film gearbeitet hat.

In dem Interview mit einer großen Persönlichkeit wurde nichts gesagt, und es
geschah auch nichts, daß man am Ende
ein klares Bild von der Größe
der interviewten Persönlichkeit besaß.

Bedauerlich für die Leiche,
eine so schöne Beerdigung
nicht miterleben zu dürfen.

Ob es der Erdbeere gefällt, wenn man
sie mit Schlagsahne bombardiert?

Am Tod ist nichts Unerwartetes —
er kommt mit der Sicherheit
eines Steuerbescheids.

Vorurteile sind etwas,
das immer der andere hat.

Als man einem amerikanischen Millionär
einen Rembrandt zeigte, sagte er,
das Bild würde ihm in Blau besser gefallen.

Künstler und Fliegen müssen immer wieder
aus der Luft zum Käse herunter.

Manche Männer heiraten eine Frau aus
Furcht, eine andere heiraten zu müssen.

Man trifft eher einen intelligenten Mann
in Gesellschaft einer dummen Frau,
als einen dummen Mann
in Gesellschaft einer klugen Frau.

Die Denkmäler kommen und gehen,
aber die Sockel bleiben bestehen.

Ob der Fuchs einen Hasen frißt,
ob der Hase vorm Fuchs ausreißt:
Ihr Erfolgserlebnis ist das gleiche.

Auch ein kleiner Berg kann viel Gold
enthalten.

Die Schwingen der Phantasie sind durch
die Kotflügel der Autos abgelöst worden.

Inschrift in einer Londoner Toilette:
Die Zukunft Britanniens
liegt in deiner Hand.

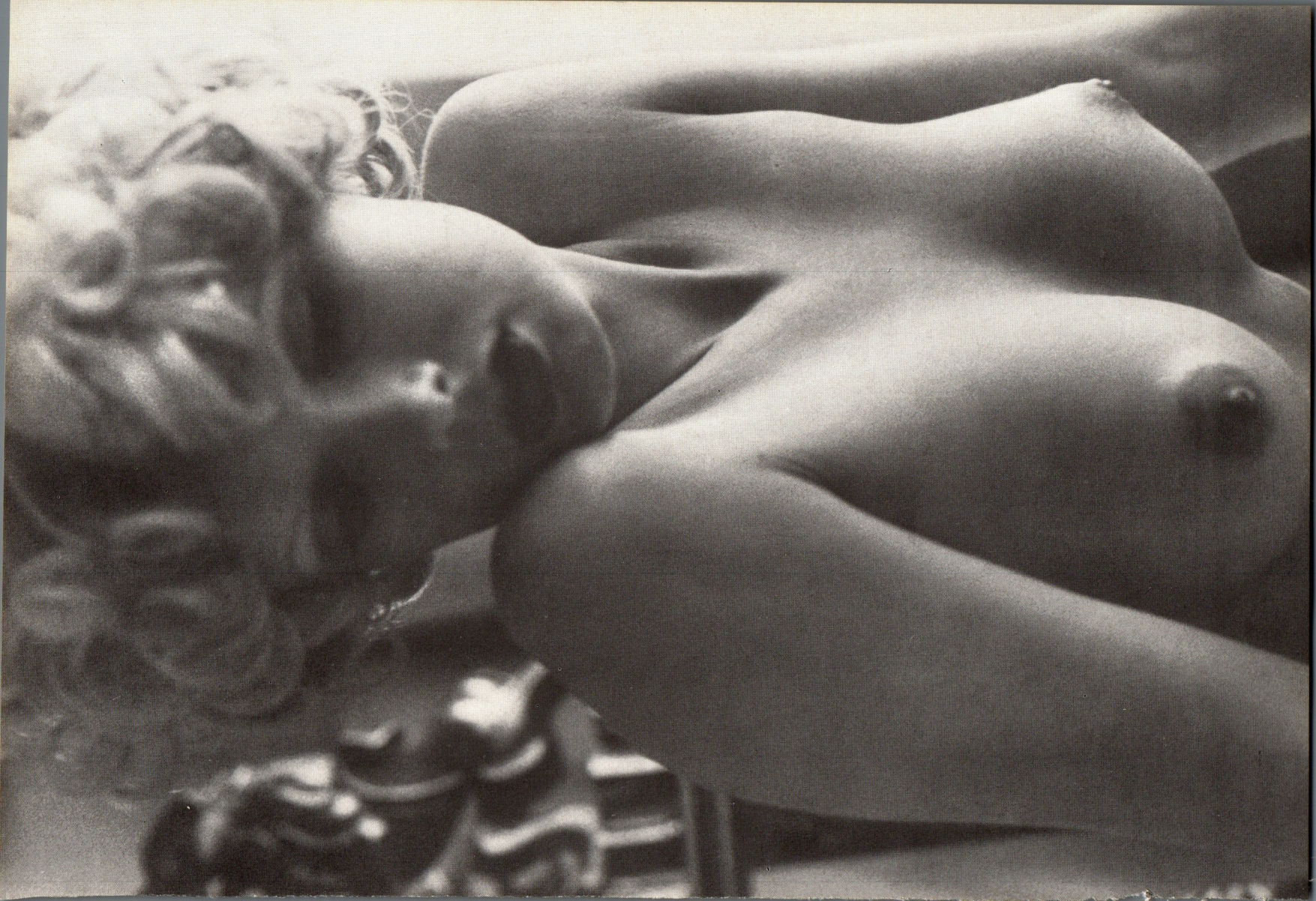
Der Weise erfindet Sprichwörter,
der Narr wiederholt sie.

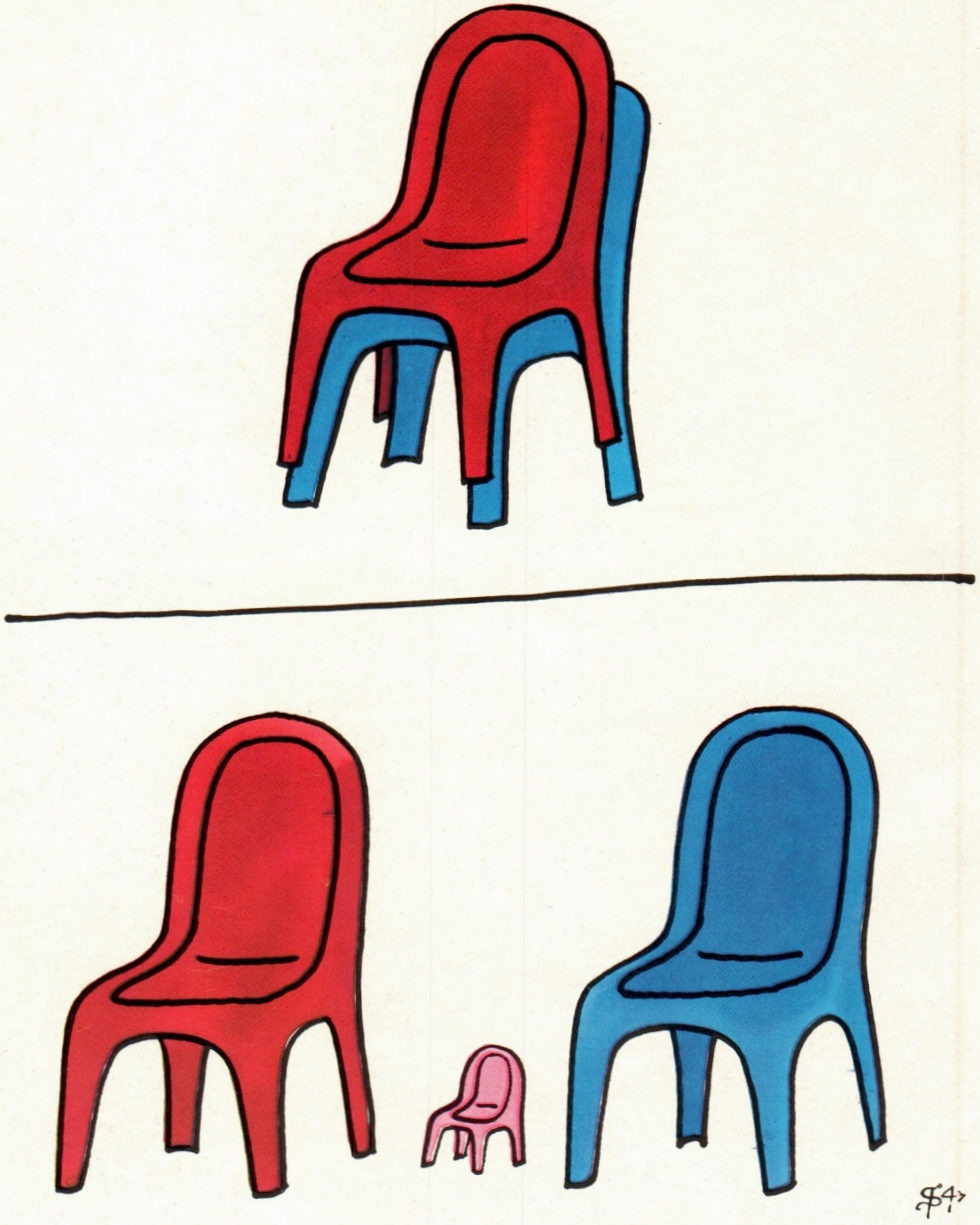
Als sie ihn heiraten wollte,
zeigte sich sein Sprachfehler:
Er konnte nicht ja sagen.

Ihr Eheleben gleicht dem glücklichen
Liegen unter einem Sandsack.

Man hat mich schon so oft übergangen —
warum soll man mich nicht auch einmal
überfahren?

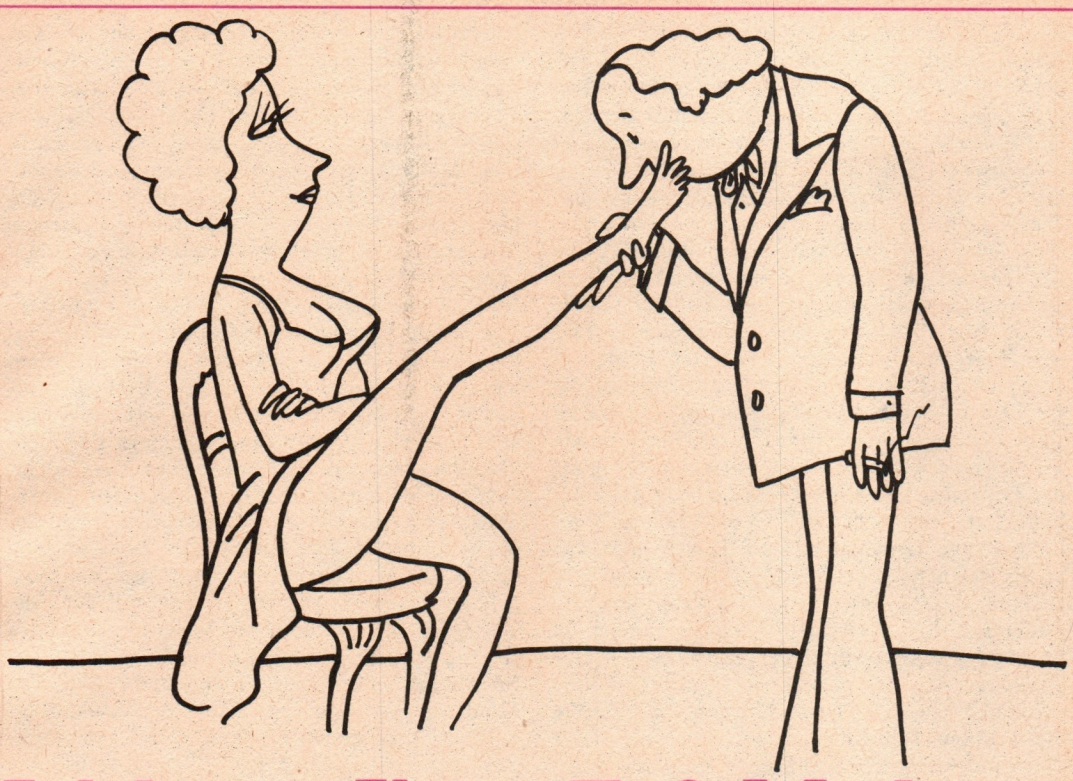
Büsten





OHNE WORTE

Zeichnung: Thomas Schleusing, Gruppe 4



Ich küsse Ihren Fuß, Madame

Wenn man dem altgriechischen Schriftsteller Plutarch glauben darf, dann ist der Kuß als eine Folge der Nichtgleichberechtigung der Frau

entstanden. Frauen war es nämlich verboten, Wein oder andere alkoholische Getränke zu sich zu nehmen. Um die Einhaltung des Verbots zu kontrollieren, soll es sich eingebürgert haben, daß die Männer, wenn sie nach Hause kamen, den Atem ihrer Frauen rochen. Das sei schließlich im Verlaufe der Zeit zu der Sitte veredelt worden, seinem Eheweib bei der Heimkehr zur Begrüßung einen Kuß zu geben.

Ob diese liebenswerte Sitte wirklich nur einen so enttäuschenden, profanen Ursprung und Hintergrund hat, vermag zwar niemand mit Sicherheit zu sagen, Tatsache ist aber, daß die Schriftsteller der alten Griechen und Römer, obwohl sie sonst gar nicht zurückhaltend in der Schilderung der Liebe sind, in diesem Zusammenhang fast nie das Küssen erwähnen. Selbst vor seinem Todesgang küßte Hektor zwar seinem Söhnchen den Mund, seiner Gattin Andromache aber streichelte er bloß zärtlich die Hand. Nur ausgerechnet Platon, dessen Name bekanntlich für eine Liebe steht, in der sich nichts weiter tut, fand für den Kuß recht leidenschaftliche Worte. Er beschreibt ihn als das Zusammenfließen der Seelen, die dabei als zarter Hauch von einem

Körper in den anderen übergehen und „durch solchen Austausch göttliche Freuden bewirken". Ein anderer Dichter aus der Zeit vor etwa dreitausend Jahren drückte sich einfacher aus und schrieb: „Küsse ich sie und ihre Lippen sind offen, so bin ich fröhlich ohne Bier."

Im alten Orient war der Kuß ganz unbekannt. Die ältesten Ägypter — wie auch manche anderen Völker — rieben statt dessen zum Zeichen der Liebe die Nasen aneinander. In wieder anderen Ländern beklopft man sich, um Liebe zu bezeugen, die Brust oder den Bauch, oder man bläst sich gegenseitig an. Daß Liebe bis heute ohne Küssen möglich ist, beweisen die Ostasiaten. Bei ihnen ist das Küssen als europäische Unsitte streng verpönt. Noch vor wenigen Jahrzehnten wurde in Japan mit voller Billigung der Öffentlichkeit ein Liebespaar zu einer Freiheitsstrafe verurteilt, weil es sich heimlich geküßt hatte. Unbekannt sind Küsse auch bei vielen Naturvölkern, so den Maoris von Neuseeland, den Ureinwohnern von Tahiti und von Feuerland sowie bei den Eskimos. Selbst im Lande der feurigen Italiener durfte man sich — zumindest vor der Großinvasion der Touristen — nicht öffentlich küssen. In den USA mußte ein Autobus-Schaffner für sechs Küsse, die er einer unwiderstehlich hübschen Passagierin gegen deren Willen aufzwang, 2000 Dollar Geldstrafe zahlen — und zwar an die Geküßte. Macht pro Kuß den stattlichen Preis von 333,33 Dollar.

Im Mittelalter wurde auch hierzulande als Kirchenschänder hart bestraft, wer eine Nonne küßte. Einem Vasallen, der gar die Gattin oder Tochter seines Lehnsherrn küßte, wurde dafür der Kopf abgehackt. Die Frage „Darf ein ehrliches Mädchen noch den Jungfernkranz tragen, wenn ihm ein Kuß geraubt wurde oder es ihn freiwillig gegeben hat?" war noch im vorigen Jahrhundert Thema einer Dissertation zur Erlangung der juristischen Doktorwürde.

Im Orient erlangte später der Fußkuß die Bedeutung einer Ergebenheitsbezeugung. Auch Karl der Große (742 bis 814) ließ sich von seinen Vasallen noch die Füße küssen. Erst Maximilian I. (1459 bis 1519) zog es vor, auf die Wange geküßt zu werden, mit dem Argument, daß nicht die Füße, sondern der Kopf regiere. Die Spanier dagegen hielten am Fußkuß, zumindest literarisch, bis weit ins 20. Jahrhundert fest. So mußte noch bis in die 50er Jahre jeder Brief an eine spanische Dame, selbst wenn es nur ein ganz profanes Geschäftsschreiben war, mit der Formel Q. B. S. P. enden. Sie bedeutet: que besa sus pies — „der Ihre Füße küßt".

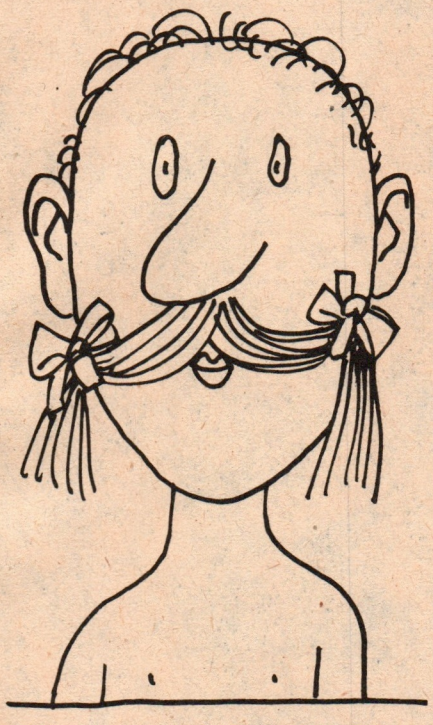
Im allgemeinen wurde in der Liebe aber der Mundkuß vorgezogen. Um jeder Unklarheit darüber, „wie er wolle geküßt sein", vorzubeugen, gab der Dichter Paul Fleming (1609 bis 1640) folgende exakte Gebrauchsanleitung:

Nirgends hin als auf den Mund,
da sinkt's in des Herzens Grund,
nicht zu frei, nicht zu gezwungen,
nicht mit gar zu faulen Zungen.

Aber wenn behauptet wird, daß Küsse süß schmecken, so ist dieses Urteil ohne Beteiligung der Zunge einfach nicht möglich, alldieweil die Lippen selbst gar keiner Geschmacksempfindung fähig sind, sondern nur die auf der Zunge gelegenen, Geschmacksknospen genannten, Sinneszellen des peripheren Nervensystems.

Hochsaison hatte das Küssen im 18. Jahrhundert, sowohl im mundfesten wie im literarischen Sinne. Der gestrenge Dichterpapst Johann Christoph Gottsched (1700 bis 1766) klagte denn auch seine zeitgenössischen Dichterkollegen dafür an, daß sie in der Lobpreisung des Küssens allzu maßlos geworden seien. Es gab damals sogar an vielen Orten Kuß-Lehrer. Diesen Beruf möchte wohl heute noch mancher Jüngling gern ergreifen, vorausgesetzt, er dürfte sich seine Schülerinnen aussuchen. Es galt eine Zeitlang sogar als Gebot der Höflichkeit, daß die Frau des Hauses, wenn ihr ein Gast „schicklich" einen Kuß anbot, diesen „bescheiden anzunehmen" habe. Die Engländer bewahrten sich wenigstens ein Zipfelchen dieser schönen

Sitte. Einmal im Jahr, zu Christmas unterm Mistelzweig, dürfen sie jede Frau küssen.
Ein erzwungener Kuß allerdings sei wie ein Hühnerauge am Fuß, sagt ein altes Sprichwort.



Ein anderes meint, ein Kuß ohne Bart sei wie ein Ei ohne Salz. Vielleicht sind Bärte deshalb jetzt wieder in Mode gekommen? Aber was ist nun eigentlich ein Kuß — exakt definiert? In einem „Frauenzimmer-Lexikon" aus dem 18. Jahrhundert heißt es dazu:
„Kuß oder Mäulgen, auch Schmätzgen oder Heitzgen genannt, ist eine aus Liebe herrührende oder entbrannte Zusammenstoßung und Vereinigung der Lippen, wo der Mund von zwei Personen so fest aufeinander gedrückt wird, daß die Lippen bei dem Abzug einen rechten und deutlichen Nachklang zum Zeichen des Wohlgeschmacks von sich geben."
Wer dagegen in „Meyers Lexikon A—Z", 1975 erschienen im VEB Bibliographisches Institut Leipzig, nachschlägt, um zu erfahren, was ein Kuß ist, bleibt gänzlich uninformiert. Denn darin existiert das Stichwort Kuß überhaupt nicht mehr — eine unverzeihliche Weglassung.
Zumal sogar jemand eine exakte chemische Analyse des Kusses vorgenommen hat. Er kam zu dem Ergebnis, daß ein Kuß aus 0,61 Gramm Wasser, 0,7 Gramm Eiweiß, 0,16 Gramm Speicheldrüsensekret, 0,761 Gramm Fett, 0,45 Gramm Kochsalz und 22 000 Bazillen besteht.

Wie man daraus ersieht, löscht demnach der Kuß den Durst, ist außerdem nahrhaft — siehe Eiweiß und Fett — und durch den Salzgehalt würzig, allerdings auch gefährlich — der Bakterien wegen. Da all diese Zutaten immerhin gut zwei Kubikzentimeter Flüssigkeit ergeben, muß dem Chemiker übrigens ein recht saftiges Exemplar in die Retorte geraten sein.
Die medizinische Analyse des Kußvorgangs ergab, daß beim Küssen die Hirnanhangsdrüse wahrscheinlich zur Absonderung adenocorticotropen Hormons angeregt wird. Dieses Hormon löst seinerseits eine Reihe von chemischen und anderen Vorgängen im Organismus aus. In deren Gefolge kommt es zum Absinken der Zahl weißer Blutkörperchen, zum Anschwellen der Lungengefäße und zur Steigerung des Blutdrucks. Alle diese Reaktionen seien allerdings, so heißt es in dem Forschungsbericht weiter, von denen einer durch Ärger ausgelösten nicht zu unterscheiden . . .

Hans Kleffe

Zeichnungen: Thomas Schleusing, Gruppe 4

Kurt Stern

MEIN WEG IN DIE

Die Entscheidung über meine Teilnahme am Kampf der Internationalen Brigaden fiel recht eigentlich sieben Monate vor Ausbruch des Spanien-Krieges. Das hörte sich seltsam an und ist doch wahr.

Im Dezember 1935 wurde ich aus meinem Pariser Exil nach Madrid geschickt, um mit Vertretern der spanischen Volksfrontbewegung Gespräche zu führen über die internationale Solidaritätsaktion für die dreißigtausend Häftlinge, die seit dem Aufstand der asturischen Bergarbeiter vom Oktober 1934 noch immer eingekerkert waren.

Nur acht Tage blieb ich damals in Madrid. Und doch wurde dieser erste kurze Aufenthalt zu einem bleibenden, mein weiteres Leben entscheidenden Erlebnis. Dreierlei Haupteindrücke erzielten diese Wirkung:

— Der Menschenschlag, dem ich da begegnete, diese Spanier, die mich durch ihr heiteres, aufgeschlossenes, stolzes Wesen und ihr quicklebendiges, oft heißblütiges Temperament von Anfang an faszinierten.

— Die spanische Kunst, vor allem el Greco, dessen Werke im Prado sowie in der Kathedrale und im Museum zu Toledo ich nicht genug bewundern konnte.

— Und nicht zuletzt die mitrei-

ELFTE

In der Mitte der Interbrigadisten Hanns Eisler, rechts neben ihm unser Autor Kurt Stern

ßende politische Atmosphäre, in die ich hineingeriet: Die Volksfrontbewegung hatte gerade die nach Niederschlagung des Asturien-Aufstandes verhängte Quasi-Illegalität durchbrochen und die Ausschreibung von Neuwahlen für Februar 1936 erzwungen.

So kam es, daß ich, nach nur einer Woche Madrid mit „Spanien im Herzen" an die Ufer der Seine zurückgekehrt, in hoffnungsvoller Spannung die Cortes-Wahlen vom 16. Februar erwartete. Ihr Ausgang, der erste eklatante Wahlsieg der Volksfront in Europa, bekräftigte mich endgültig in meiner Liebe auf den ersten Blick für diese Menschen jenseits der Pyrenäen . . .

. . . womit der Prolog für meine späteren Wege und Umwege in die Internationalen Brigaden zu Ende wäre.

Fünf Monate nach dem Wahlsieg der Volksfront, als ich gerade mitten in den Weinbergen des Burgunder Landes meine Ferien verbrachte, schlugen in Spanien die Herren Generäle los. Damit nahm das sorglose Genießen der idyllischen dörflichen Ruhe für mich ein jähes Ende. Tag für Tag klebte ich nun morgens, mittags, abends am Rundfunkempfänger und lauschte voller Erregung den letzten Nachrichten von den spanischen Kriegsschauplätzen.

Ich muß hin! Mit diesem einzigen Gedanken im Kopf kehrte ich Ende August nach Paris zurück. Den ganzen September über blieben alle meine Bemühungen, nach Spanien zu gelangen, erfolglos. Doch Anfang Oktober zeichnete sich plötzlich eine unverhoffte Chance ab.

Aus dem I. Internationalen Schriftstellerkongreß zur Verteidigung der Kultur, der 1935 in Paris stattgefunden hatte, war eine Internationale Schriftstellervereinigung gegen Krieg und Faschismus mit Sitz in Paris hervorgegangen. Das Präsidium dieser Vereinigung faßte in den ersten Oktobertagen den Beschluß, der spanischen Allianz der Antifaschistischen Intellektuellen in das von den Franco-Söldnern bedrohte Madrid ein Solidaritätsgeschenk zu schicken: einen funkelnagelneuen Renault-Lastwagen mit einer Handpresse für Frontzeitungen und einem Projektionsapparat für Frontkino.

Zur Überbringung dieser Geschenke wurden Louis Aragon und Elsa Triolet sowie zwei antifaschistische deutsche Schriftsteller ausersehen: der wenige Jahre später abtrünnig gewordene Gustav Regler und ich. Wenn auch meine Teilnahme an diesem Unternehmen

für mich in erster Linie ein willkommener Vorwand war, um ans Ziel meiner damaligen Träume, ins kämpfende Spanien, zu gelangen, so hätte ich mir doch eine schönere Reise dahin kaum vorstellen können.

Am 18. Oktober um 6 Uhr morgens fuhren wir in dem Lastwagen mit seiner Solidaritätsfracht im Laderaum und unserem französischen Genossen Maurice am Lenkrad vom Marktplatz der Pariser Arbeitervorstadt Ivry los. Bei strahlendem Herbstwetter ging es am frühen Nachmittag durch die wild zerklüfteten Berge des Massif Central nach dem Süden Frankreichs, dann über die Pyrenäen hinweg bis Barcelona, an der Mittelmeerküste entlang nach Valencia und schließlich durch Don Quijotes ausgedörrte Mancha über die einst königliche Residenzstadt Aranjuez nach Madrid.

Vom Grenzposten in den Pyrenäen an hatten wir auf der ganzen Fahrt — nicht nur in den Städten, auch auf den Landstraßen und in den Dörfern — in mannigfacher Weise den Kriegszustand zu sehen und zu spüren bekommen, der im Lande herrschte. Erst bei unserer Ankunft in Madrid am 21. Oktober verwandelte sich der Eindruck eines Kriegszustandes in das Erleben des Krieges. Der Kanonendonner, den wir in der ersten Nacht noch aus weiter Ferne vernahmen, näherte sich von Tag zu Tag. Auch Hitlers und Mussolinis Flugzeuge begannen bald aufzutauchen, um erst die Vororte, dann das Zentrum der Hauptstadt zu bombardieren.

Natürlich entsprach es weder meiner Absicht, noch wäre es vertretbar gewesen, in dieser Situation als wohl behüteter Gast der Allianz der Antifaschistischen Intellektuellen, beziehungsweise als abenteuerlüsterner Zuschauer in Madrid zu verweilen. Doch was sollte, was konnte ich tun? Ich hatte ja keine Ahnung, daß in Albacete bereits die ersten Interbrigaden aufgestellt wurden.

Zum Glück erfuhr ich in der Alianza, daß Ludwig Renn einige Tage zuvor in Madrid eingetroffen und mit seinen reichen militärischen Erfahrungen als Frontoffizier des ersten Weltkrieges schon für das Kriegskommissariat tätig war. Durch seine Vermittlung wurde ich vor die erste, wenn auch kleine und noch rein zivile Aufgabe in diesem Krieg gestellt.

Da die Sowjetunion damals als einziges Land der Welt den antifaschistischen Kampf des spanischen Volkes durch Lieferungen von Waren und Waffen aller Art unterstützte, sollte der bevorstehende Jahrestag der Oktoberrevolution mit besonderem Eklat gefeiert werden. Und mich ließ man über Ludwig bitten, Parolen zu verfassen, Parolen, in denen das gegenwärtige Ringen um Spaniens Freiheit mit dem Sieg der Bolschewiki in Zusammenhang gebracht werden sollte.

Von meiner heutigen Abneigung gegen Parolen und Spruchbänder damals noch unbeschwert, vielmehr froh, gebraucht zu werden, zog ich mich in mein Hotelzimmer zurück und begann, mir den Kopf zu zerbrechen. Vielleicht weil ich die Genugtuung hatte, meine Geistesblitze dieser Nacht bald an Häusermauern und Bretterwänden in Madrid und anderen spanischen Städten wiederzufinden, sind mir von den sechs bis acht Prosawerken, die ich am nächsten Tag bei Ludwig Renn ablieferte, bis heute zwei in Erinnerung geblieben:

„Aus Petrograd wurde Leningrad
Aus Madrid muß das Grab des Faschismus werden"

und

„Rußland hatte nur Feinde und siegte dennoch,
Wir haben Rußland."

Gegen Ende Oktober war die militärische Lage in Madrid äußerst kritisch geworden. Als die aus vier Richtungen anrükkenden Kolonnen der Franco-Armee dem Stadtrand so nahegerückt waren, daß das Rattern der Maschinengewehre schon den Straßenlärm im Zentrum zu übertönen begann, da hielt es mich nicht länger: Ich ging zum Kommando des ersten besten kommunistischen Bataillons und meldete mich als Freiwilliger.

Natürlich war ich ein Rekrut von höchst zweifelhaftem Wert: Ich hatte noch nie ein Gewehr in der Hand gehabt, und meine Kenntnisse der spanischen Sprache waren noch recht spärlich. Doch anstatt mich unter irgendeinem freundlichen Vorwand zum Teufel zu jagen, nahmen die Genossen des Bataillons meine Meldung in kameradschaftlicher Freundlichkeit entgegen und forderten mich auf, mich am nächsten Tag zu einer bestimmten Zeit vor einem bestimmten Haus einzufinden. In dem schier endlos langgestreckten Kellergewölbe dieses Hauses begannen sie voller Eifer und Geduld, mir das Schießen beizubringen ...

... bis ich am übernächsten Tag schließlich erfuhr, daß in Albacete Internationale Brigaden gebildet wurden. Ich dankte den Genossen des spanischen Bataillons für die Mühe, die sie sich mit mir gegeben hatten, und dampfte am 2. November ab nach Albacete, von wo am gleichen Tage die erste Internationale Brigade, die „Elfte", zum Einsatz nach Madrid aufgebrochen war. Achtundvierzig Stunden später pendelte ich ihr hinterher.

Doch nun bereits in Uniform.

Die schachspielende Schule

Die praktische Übung ist das Entscheidende auf dem Weg zur Meisterschaft. Erzieherin Hannelore Meyer hilft nur, wo es notwendig ist

Am Nordostrand von Wittenberg keucht der Autobus eine Steigung hoch: der Lerchenberg. Hier befanden sich während des Krieges die Arado-Flugzeugwerke. Und hier steht heute noch eine Siedlung von kleinen Reihenhäusern, die einmal für die Flugzeugwerker gebaut wurden. Man verwandte auf die Lebensbedingungen der Arbeiter nicht annähernd so viel Sorgfalt und Mittel wie auf die fliegenden Vernichtungswerkzeuge. Dennoch waren die Wittenberger 1945 froh, daß die Siedlung den Krieg überstanden hatte. Die neue Verwaltung übergab die Häuschen kinderreichen Familien, baute sie Schritt für Schritt aus, modernisierte sie.

Anno 1965 wurde am Lerchenberg eine neue Schule eingeweiht; sie erhielt den Namen der großen Arbeiterkünstlerin Käthe Kollwitz. Ihre Schüler sind zu 90 Prozent Arbeiter- und Bauernkinder; viele von ihnen sind verschwistert: die Zahl der kinderreichen Familien ist nach wie vor beträchtlich.

1. Die Kleinsten

Der Raum, in dem ich hospitiere, ist ein gewöhnliches Klassenzimmer. Der Unterricht ist kein gewöhnlicher: Neben der Schultafel ist ein großes Demonstrationsbrett mit großen Figuren angebracht — Frau Edith Bader, Horterzieherin, lehrt Schach. Von der 1 b sind nur die Mädchen anwesend. Die Jungen sind bei einer anderen Erzieherin dran; die Gruppen sollen nicht zu groß sein.

„Wie zieht der Turm?" fragt Frau Bader. Viele Hände schnellen hoch, Antje wird aufgerufen. „Der Turm geht über das ganze Brett, aber nur gerade." — „Wie schlägt er?" — „Auch gerade." — „Darf der Turm auch rückwärts gehen?" „Ja". Die Fragen kommen schnell und beinah scharf, wie beim Kreuzverhör in amerikanischen Gerichtsfilmen. Aber während dort, im Film, hartgesottene Kerle im Zeugenstand mitunter ins Schwimmen geraten, ist die sechsjährige Antje nicht zu erschüttern. Ihre Antworten kommen ohne Zögern, sehr sicher.

Dann ist der Bauer dran. Kerstin beantwortet die entsprechenden Fragen klar und richtig. Auf die letzte sagt sie: „Wenn der Bauer drüben ist, darf

er sich was wünschen." Eine wunderbare Erklärung für die wunderbare Regel, wonach ein Bauer, der das ganze Schachbrett überquert hat, sich in eine beliebige Figur verwandeln kann! Ist das nicht in der Tat wie im Märchen, wenn die gute Fee dem Helden als Belohnung für Tapferkeit, Ausdauer oder Herzensgüte einen Wunsch (oder drei Wünsche) freistellt?

Am Demonstrationsbrett zeigt Birgit, wie man mit zwei Türmen den ,,nackten" feindlichen König matt setzt. Danach werden Nachbarinnen zu Rivalen: am Schachbrett. Die Partien, die die jungen Damen spielen, sind noch nicht für die Veröffentlichung in der Zeitschrift ,,Schach" geeignet. Aber die Mädchen beherrschen die Regeln, nach denen die Figuren ziehen, und die praktische Übung festigt diese Fertigkeit — die erste Voraussetzung für schöpferische Taten auf den 64 Feldern. Manchmal teilt Edith Bader die Kinder in zwei Gruppen und läßt sie gegeneinander das spielen, was in der Fachsprache eine Konsultationspartie genannt wird. Da kann jeder für seine Partei einen Zug vorschlagen; aber er muß erklären, was er sich dabei denkt, was er damit erreichen will.

Aus der Sicht des Pädagogen heißen die schwierigsten Probleme beim Schulanfänger Aufmerksamkeit und Konzentration. Sechs- und Siebenjährige lassen sich durch jeden Sonnenstrahl, der ins Zimmer dringt, ablenken, durch jeden Vogel, der draußen zwitschert. Sie haben, auch ohne äußere Reizfaktoren, schon nach 10 bis 15 Minuten Schwierigkeiten, dem Lehrer zu folgen, aufzunehmen, was er sagt, bei der Sache zu bleiben. Hier erlernen sie die wichtigen Schülerqualitäten, und zwar im wahrsten Sinne des Wortes spielend.

2. Die Horterzieherinnen

Die Erzieherinnen der Käthe-Kollwitz-Oberschule sind ausnahmslos erfahrene Pädagogen: Frau Edith Bader ist seit 10 Jahren im Hort, Frau Hannelore Meyer seit neun und so weiter. Vom königlichen Spiel aber hatten die meisten von ihnen keine Ahnung. Bis vor vier Jahren. Da kam der Schuldirektor mit dem Vorschlag, sie möchten es doch lernen. ,,Ich bin immer für was Neues zu haben," sagt Frau Bader. Die anderen waren es auch. 1972/73 setzten sich 10 Erzieherinnen, die stellvertretende Direktorin für außerschulische Tätigkeit, Oberlehrerin Margit Zänger, und beide Schulsekretärinnen auf die Schulbank, um das Spiel zu erlernen, das, wie Stefan Zweig sagt, als einziges allen Zeiten und Völkern zugehört. Am Ende des Lehrgangs überreichte Oberstudienrat Hartmann allen Teilnehmerinnen den Übungsleiterausweis, Stufe I.

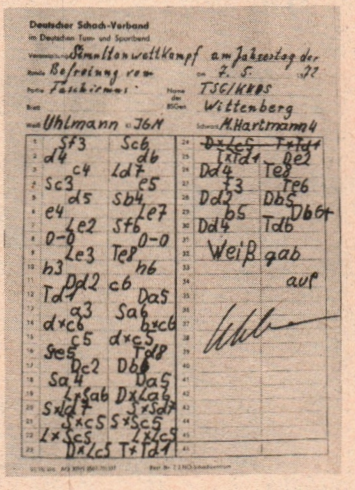
Dienstag früh; Weiterbildung der Übungsleiter. Nach dem theoretischen Teil . . .

. . . folgt auch hier die Übung in der Partie. Direktor Hartmann ist selbstverständlich dabei

Da begannen sie, die Kleinsten — die Schüler der Klassen 1 bis 3 — in die Geheimnisse des Schachs einzuweihen.

Dabei hörten sie nicht auf zu lernen. Jeden Dienstag vormittag hat der Direktor seine Erzieherinnen — und inzwischen auch einige von anderen Wittenberger Schulen — zusammen. Da wird Schachtheorie gebimst, und da werden zur praktischen Übung Partien gespielt. Vor allem aber geht es um Didaktik, um die Kunst, die erworbenen Kenntnisse weiterzuvermitteln. Keine von den Damen ist abgesprungen. Alle besitzen heute den Übungsleiterausweis, Stufe II. Sie sind die Stützen der Gesellschaft an der Käthe-Kollwitz-Oberschule.

,,Am Anfang," sagt Hannelore Meyer, ,,haben



Im Kampf gegen den Großmeister. Andrea Hafenstein ist ganz Konzentration . . .
. . . Ein paar Züge später: Wolfgang Uhlmann gratuliert seiner Bezwingerin. „Andrea hat am besten von allen gespielt", sagt er später

Diese Trophäe errang Marion Hartmann, als sie elf war. Kurz vor ihrer Jugendweihe revanchierte sich der Großmeister. Marion gehört zu den Assen der Käthe-Kollwitz-Schule, im Schach — und in der Leichtathletik (rechts oben)

wir gelächelt: Na ja, es ist halt das Hobby des Direktors! Aber dann merkten wir, daß sehr viel mehr dahinter steckt."

Die Erzieherinnen bemerkten vielerlei Wandlungen: bei den Kindern, an sich selbst und in ihren Familien: „Im Hort herrschen, wenn Schach gespielt wird, eine Ruhe und eine Konzentration, von denen wir früher nur geträumt haben", sagt Edith Bader.

Frau Ingrid Theile, die Schulsekretärin, hat drei Kinder, unterschiedlich im Alter und im Charakter, keines ohne Probleme. „Frank zum Beispiel, unser Jüngster, war äußerst sensibel und geradezu menschenscheu. Sobald wir ihn zu einer Besorgung aus dem Haus schicken wollten, weinte er. Dann fing er Feuer für das Schachspiel, begann an Wettkämpfen teilzunehmen, auf die er sich zu Hause sorgfältig vorbereitete. Er lernte das Erlebnis des Kollektivs kennen — in der Mannschaft — und das Erlebnis des Erfolges. So ist er faktisch durch das Schach aus einem gehemmten Kind zu einem selbstbewußten Pionier geworden. Auch seine schulischen Leistungen verbesserten sich."

Frau Karin Pellowska, Schulsekretärin und Mitglied des Elternbeirats: „Ich nehme an der Weiterbildung teil; um mit meinen Kindern mitreden zu können. Das wäre doch ein Unding: drei Kinder, die zu Turnieren fahren, und eine Mutter, die nichts vom Schach versteht."

Frau Hannelore Meyer: „Mein Mann spielt ebenfalls gern. Wenn er gegen unsere Elke

(4. Klasse) oder gegen mich verliert, murrt er: ‚Kunststück — ihr habt es ja richtig gelernt.'"
In vielen Häusern am Lerchenberg werden Familienturniere ausgefochten. Da bäckt die Mutter dann Kuchen — zu Ehren des Siegers, aber natürlich nicht nur für diesen. Und wenn die Kinder zu Auswärtskämpfen fahren, dann drücken die Frauen nicht nur die Daumen, sondern begleiten sie — als Mütter die eigenen oder als Übungsleiter die betreute Mannschaft.
Kurzum, die Frauen haben Spaß am Schachspiel gefunden, das ihr Familienleben bereichert. Sie verstehen Alexander Puschkin, der 1835 an seine Frau Natalja schrieb „Ich danke Dir, mein Herz, daß Du Schach spielen lernst. Das gehört heute in jede wohlsituierte Familie."

3. Die Asse

Wer die hölzernen Figuren auf dem Brett bewegt, der haucht ihnen Leben ein, beseelt sie mit seinen Ideen, seinem Geist. Eine schöpferische Saite kommt zum Klingen. Das ist erregend und fesselnd. Deshalb läßt dieses geistreiche Spiel keinen los, den es einmal gepackt hat. Von den Schülern der Klassen 4 bis 10 gehören mehr als die Hälfte der Arbeitsgemeinschaft Schach an. Wobei das Interesse bei den älteren nicht so gründlich und so frühzeitig geweckt werden konnte wie bei denjenigen, deren Schultüten vier Jahre oder weniger zurückliegen.
Am 1. Mai dieses Jahres marschierte die Käthe-Kollwitz-Oberschule im Demonstrationszug der Werktätigen durch Wittenberg. Neben Transparenten mit politischen Losungen führten die Schüler auch Tafeln mit, die mit Springern und Türmen verziert waren. Darauf war unter anderem zu lesen:
Wir spielen
mit 2 Mannschaften in der DDR-Liga
mit 8 Mannschaften in der Bezirks-Sonderliga
mit 8 Mannschaften in der Bezirksliga
mit 18 Mannschaften in der Bezirksklasse.

In der Saison 1976/77 ist nun noch eine Mannschaft dazu gekommen, die in der Frauenoberliga spielt. Das ergibt für eine einzelne Schule eine stattliche Zahl von Aktiven. Die trainieren an jedem Dienstag nachmittags, in 12 Gruppen aufgegliedert. An qualifizierten Übungsleitern ist kein Mangel. Zu den Erzieherinnen und Sekretärinnen kommen 15 Schüler der oberen Klassen, die den entsprechenden Ausweis erworben haben.
Die Besten — 1. und 2. Mannschaft plus einige ausgewählte „Nachwuchs"talente — haben auch den besten Trainer: Oberstudienrat Helmut Hartmann. Die Übungsstunden finden bei ihm zu Hause statt. Mit den Assen fahren der Direktor und dessen Frau Heidel — Lehrerin an der Wittenberger August-Bebel-Oberschule und dort Schachpropagandist und -organisator — nun schon das neunte Jahr hintereinander für zwei bis drei Wochen ins Pionierlager. Dort verbinden sich für die Schüler Sonne und Wasser, Ballspiele und Schach, Spaß und Training zu einer runden Sommerferiensache.
Zu den Trainern der Wittenberger Schachasse kann man auch die Spitzenspieler unserer Republik zählen. Helmut Hartmann lädt sie — traditionsgemäß jeweils am Tag der Befreiung vom Faschismus — zu Simultankämpfen ein. Und sie kommen gern, freuen sich, wenn die Jungen und Mädchen ihnen alles abverlangen. Zu den Gästen dieser Feste der deutsch-sowjetischen Freundschaft gehörten bisher die Internationalen Großmeister Wolfgang Uhlmann — er war schon das dritte Mal da —, Rainer Knaack — zweimal — und Dr. Burkhardt Malich, ferner die Verdiente Meisterin des Sports Edith Keller-Herrmann und Verbandstrainer Ernst Bönsch.
In diesem Jahr revanchierte sich Wolfgang bei Marion Hartmann, gegen die er 1972 verloren hatte, unterlag aber gegen Andrea Hafenstein. Beide Mädchen gehören zum Sextett der ersten Mannschaft. Andrea hat bei Spartakiaden 13 Gold-, vier Silber- und drei Bronzemedaillen im Schach errungen, dazu Bezirksmeister- und andere Titel. Noch größer ist Marions Sammlung. Zu ihren 37 Medaillen gehören auch Auszeichnungen für Siege und Plätze im Hürdenlauf, Hochsprung und Sprint. Das beweist, ebenso wie die ausgezeichneten schulischen Leistungen der Mädchen — Kerstin Töpfer ist mit einem Leistungsdurchschnitt von 1,0 die beste der sechs, Marion steht ihr mit 1,1 kaum nach —, daß die Schachspielerinnen vielseitig interessierte lebenstüchtige junge Damen sind. Das Schach ist ihnen keineswegs alles; aber es hat entscheidend zu ihrer Entwicklung beigetragen; es ist untrennbarer Bestandteil ihres Persönlichkeitsbildes.
Dazu kommt noch eines: Die Erfolge der Asse spielen für die Käthe-Kollwitz-Oberschule die gleiche werbende und mobilisierende Rolle wie die Medaillen unserer Olympioniken für die Sportbewegung in der DDR.

4. Die Eltern

Der Besuch der 10klassigen polytechnischen Oberschule ist in unserer Republik obligatorisch. Es bedarf keiner Zustimmung der Eltern, um die Kinder zum Erlernen ihrer Muttersprache, der Mathematik, einer Fremdsprache und so weiter zu „zwingen." Anders ist es mit dem Schach.

Fortsetzung auf Seite 75

Das Schwarzbuch der Nostalgie

Edward Gorey

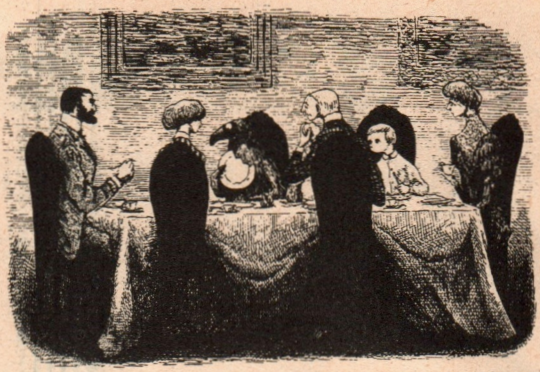
Schwarzer Humor und Nostalgie sind zwei bei uns nicht sehr gebräuchliche Bezeichnungen. Im Gegensatz zu dem Humor, der aus Freude, Kraft und Überlegenheit geboren ist, nährt sich der schwarze aus einer pessimistischen Lebensphilosophie. Seine Bilder sind grotesk, absurd, oft auch grausam und dekadent. Ich jedenfalls kann kein Vergnügen daran finden, wenn ein Mensch mit dem Kopf in der Hand spazieren geht oder ein Beil ihm den Schädel spaltet (Bohumil Stepan) oder wenn sich die Füße nicht bewegen lassen, weil sie angewurzelt sind (Topor).

Bei Edward Gorey, den man für einen Engländer halten könnte, der aber aus Chikago stammt, sind ähnliche Motive, wie ich sie oben nannte, anzutreffen, und doch wird alles durch sublime Zeichenkunst und eine feine Ironie veredelt. Die verteufelte Schwärze, obwohl es die Hauptfarbe seiner Zeichnungen ist — Karikaturen kann man sie nicht gut nennen — wird durch das Vergnügen gemildert, das man schon bei der genußvollen Betrachtung seines Federstrichs gewinnt. Denn ein nicht zu unterschätzender Teil des Kunstgenusses ist ja, neben der Erkenntnis des Was, was ist ihm da eingefallen, die Freude an der Aufhellung des Wie, wie hat er das bloß gemacht. Und Gorey hat es nicht bloß mit großem Fleiß, sondern auch nie langweilig gemacht, ja, manches wird trotz der Dunkelheit fast lustig, zumindest heiter. Viel, und jetzt kommen wir zu dem Modewort Nostalgie, was soviel wie Sehnsucht nach vergangenen Zeiten heißt, viel trägt dazu die Szenerie seiner meisten Gedichte bei, denn sie spielen fast immer in Wohnungen und Kleidung aus Großmutters Zeiten oder in einer sehr merkwürdig aristokratisch erscheinenden Gesellschaft. Seine Zeichenkunst ist delikat, ganz das Gegenteil von der Vulgarität so vieler heutiger Comics und Karikaturen.

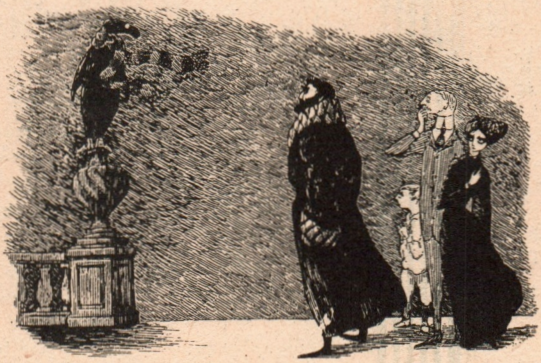
Der zweifelhafte Gast

Eine merkwürdige Bildergeschichte

Als es klingelte nachts, und zwar kurz nach halb zehn, wurde niemand erwartet und niemand gesehn.

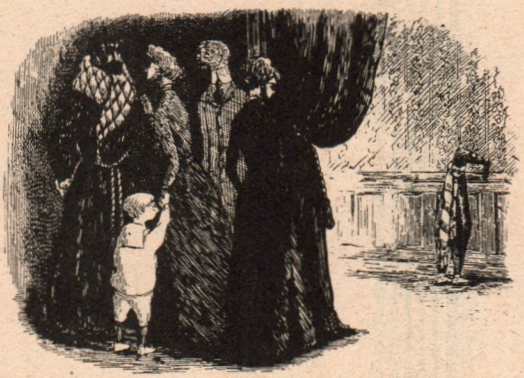


Er trank Fruchtsaft zum Frühstück und wirkte leicht irr; denn er aß nicht bloß Toast, sondern Tafelgeschirr.

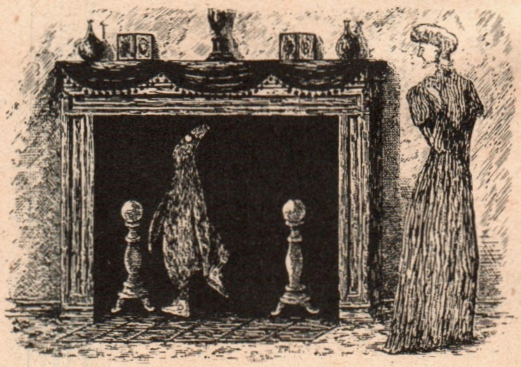


Doch dann sahen sie auf einer Urne zuletzt eine fremde Erscheinung – und waren entsetzt.

Selbst den Grammophontrichter (er liebte ihn sehr) gab trotz aller Proteste er keinem mehr her.



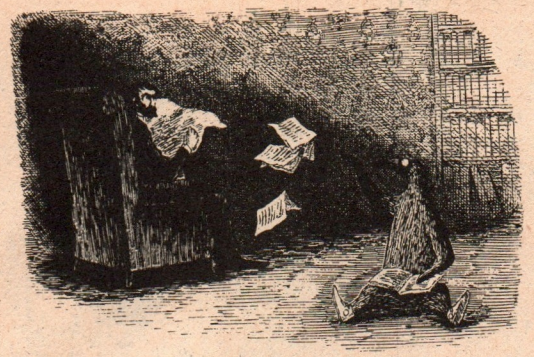
Plötzlich sprang sie hinunter und rannte ins Haus, und seitdem brachte niemand den Gast mehr hinaus.



Es gefiel ihm bisweilen, im schwarzen Kamin seinen schneeweißen Segeltuchschuh auszuziehn.

Der Schweizer Verleger und Galerist Daniel Keel, der in seinem Züricher Diogenes Verlag eine ganze Anzahl der trefflichsten Zeichner und Karikaturisten bekanntgemacht hat, ich erinnere nur an die im „Frechen Zeichenstift" schon vorgestellten Sempé, Ungerer, Loriot, Flora, Bosc, Chaval, Addams, Cobean, brachte auch von Edward Gorey schon etwa 15 kleinere Bändchen heraus, von denen ein großer Teil in einem Prachtband, betitelt „Der zweifelhafte Gast", zusammengefaßt ist.

Ich sprach oben von Geschichten. Ja, es sind zumeist Bilderzählungen, oft mit tragischem Ausgang, oft auch mit längeren Texten versehen. Dieses „Schwarzbuch der Nostalgie" ist also gar nicht so schwarz, wie es zuerst den Anschein hat. Wenn



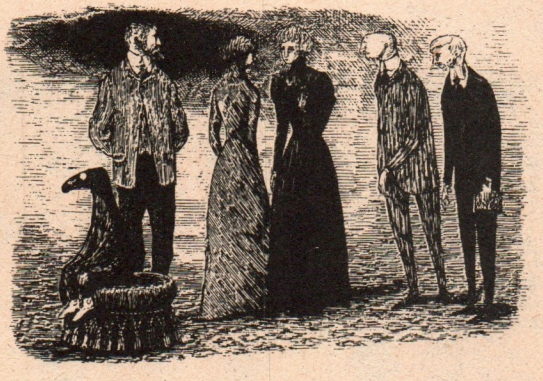
Oftmals riß er aus Büchern die Seiten heraus
oder schaffte ein wertvolles Bild aus dem Haus.

In der Nacht schlich er ziellos im Hause umher,
und er selbst fand den Schlaf und die Ruhe nicht mehr.

Es kam vor, daß er jeweils für Stunden verschwand,
bis man in der Terrine ihn doch wieder fand.

Er vernarrte in Dinge sich je nach Bedarf,
die er, um sie zu schützen, ins Teichwasser warf.

Manchmal war er verstockt und versteckte sodann
jedes Handtuch, bevor man zu baden begann.



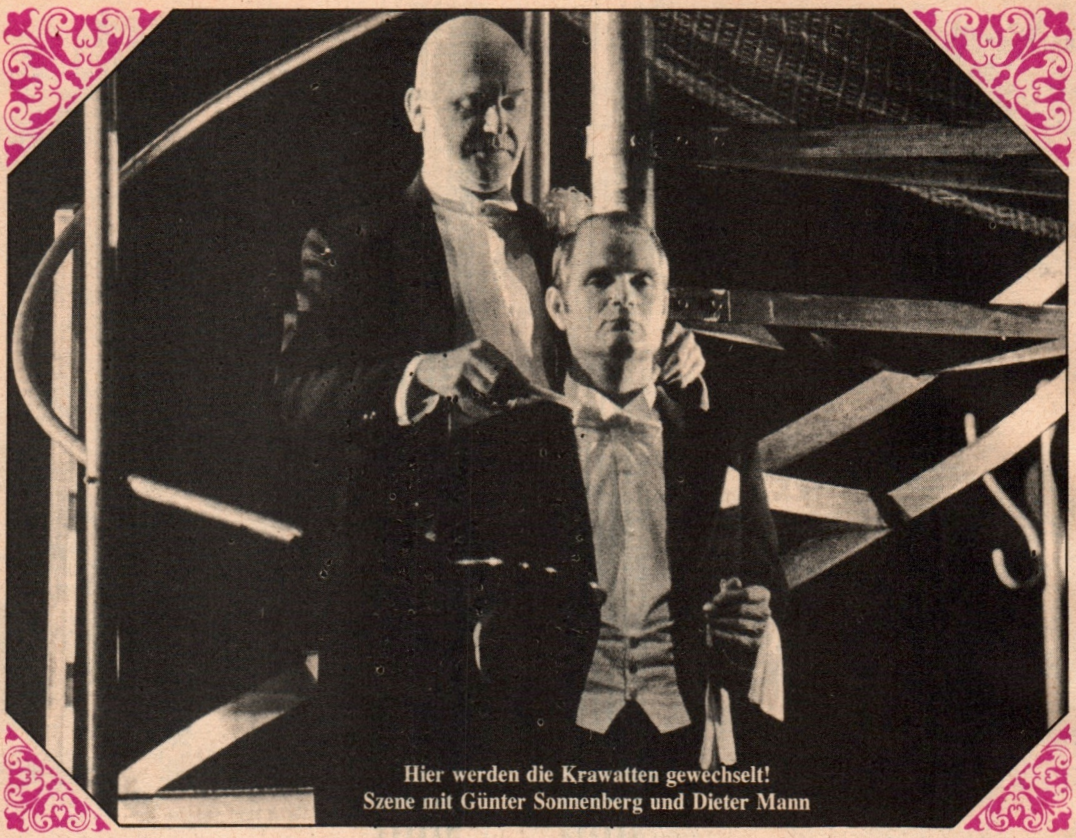
Siebzehn Jahre genau sind es her, daß er kam,
*und es scheint, daß er bleibt, so wie er sich benahm. *)*

man auch nicht hell auflachen kann, was der Zeichner offensichtlich nicht beabsichtigt, hat man doch seine Freude an dem hintergründigen Humor und der eigenartigen Darstellungsweise.

Über die Person des Künstlers ist nicht viel bekannt. Er studierte und promovierte an der Harvard-Universität und bewohnt mit seinen Katzen Anna Livia, Agrippina und Togodumnus eine herrschaftliche Villa aus dem späten neunzehnten Jahrhundert in New York City. Seine Lieblingslektüre sind Kriminalromane, und besonders schätzt er Agatha Christie.

Zu den ersten Bewunderern Goreys gehörte Hermann Hesse. Oskar Kokoschka, der bedeutende expressionistische Maler, sagte: „...sublim, mystisch, absurd..."

**) Die Bildergeschichte wurde leicht gekürzt*



Hier werden die Krawatten gewechselt!
Szene mit Günter Sonnenberg und Dieter Mann

Festtagspremiere im Deutschen Theater „Zwei Krawatten“ von Georg Kaiser

Damen und Herren vom Deutschen Theater eröffne

Er hat mir 1000 Mark bezahlt

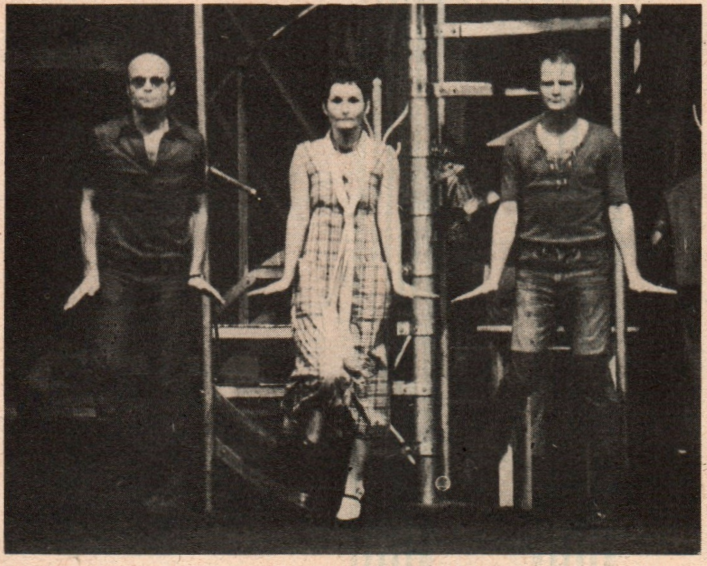
Dieter Mann als Steptänzer

. . . für eine schwarze Krawatte, singt der Schauspieler Dieter Mann seit Anfang Oktober im Deutschen Theater, und elegante Damen im Look der zwanziger Jahre, und Herren, natürlich im Frack, wiegen sich dazu im Takt, amüsieren sich köstlich wie über einen guten Witz: „Man hat ihm 1 000 Mark bezahlt für eine schwarze Krawatte . . .!"

Mit dem bezahlten Krawattentausch aber fängt alles an. Der Kellner Jean, nun mit weißer Frackkrawatte, wird ein Herr, der I. Klasse mit dem Schiff nach Amerika fährt und Karriere macht. Warum er schließlich mit schwarzer Krawatte und im Zwischendeck zurückkehrt, blieb für mich während der Proben im Deutschen Theater noch ein Geheimnis, das

eiteren Theaterabend „Zwei Krawatten"

Ein flottes Tänzchen an Bord des Luxusschiffes: Lisa Macheiner und Dieter Mann Charleston-Einlage mit Volkmar Kleinert, Barbara Schnitzler und Dieter Mann (von links nach rechts)



erst während der XX. Berliner Festtage gelüftet wird.

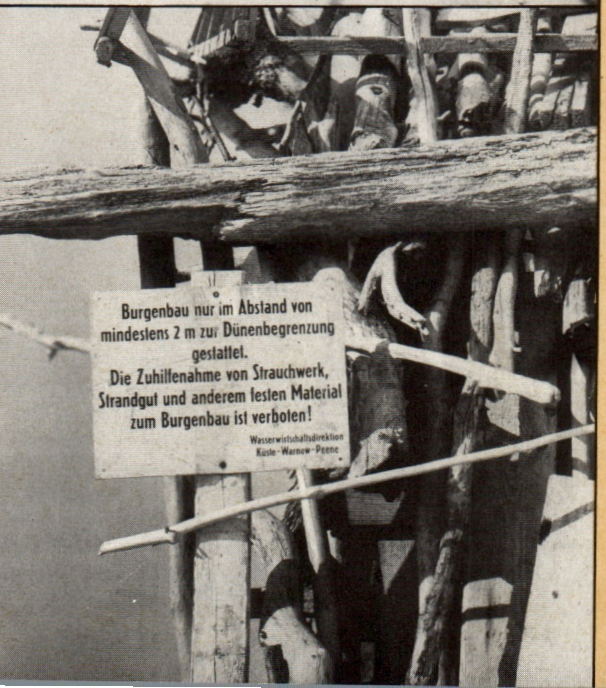
Dieter Mann und der Kellner Jean sind natürlich eine Person, und dieser Jean ist für einen Komödianten eine Bombenrolle. Schließlich wurde sie 1929 von keinem Geringeren als Hans Albers gespielt, und mit ihm standen Marlene Dietrich, Jakob Tiedtke, Rosa Valetti, Margarethe Köppke und das Steptänzerpaar Moore und Lewis auf der Bühne in der Charlottenstraße. Eins hat Dieter Mann schon jetzt Hans Albers voraus: er steppt selbst, und zwar so gut, als hätte er nie etwas anderes gemacht. Überhaupt lernt man die Mitglieder des Ensembles von einer neuen Seite kennen. Wenn die Herren Scholz, Borgwardt, Grosse, Christoph, Kleinert, Sonnenberg, Lebinsky und die Damen Taudte, Schnitzler, Née, Macheiner, Kulikowski, Ritter — um nur einige zu nennen — im Stil der Revuegirls mit Frack, Zylinder, Stöckchen und Kußmündchen auf die Bühne tanzen, ist der amüsante Verlauf des Abends schon gesichert. Dazu feiert der gute alte Charleston fröhliche Auferstehung an klassischer Theaterstätte; Mischa Spolianskys Melodien gleichen Ohrwürmern von heute, und die Dialoge Georg Kaisers sind, wenn auch nicht tiefsinnig, so doch treffend pointiert.

Das Revuestück, 1929 in Berlin uraufgeführt, ist wenig gespielt worden, es gab halt Besseres, sprich Gehaltvolleres aus der Feder Georg Kaisers. Aber sein ureigenes Anliegen, sozialkritisch zu bleiben, schimmert trotz des millionenschweren Happy-Ends durch alle Szenen dieser Schauspielerrevue. Sicher hängt es auch von Friedo Solters Regie ab, ob der Zuschauer diesen turbulenten Abend ernst, ironisch, mit oder ohne tiefere Bedeutung aufnimmt.

Gerda Ewald

Christa Grams fotografierte während der Proben zu Georg Kaisers Stück „Zwei Krawatten" im Deutschen Theater

Die schwedische Filmschauspielerin Liv Ullmann



STRANDGUT *geschichten*

Du hast auf dem Weg nichts Bestimmtes erwartet
Und schlenderst alleine den Strand entlang
Der Sturm ließ das Meer schon längst aus den Armen
Und der Wind ist nur noch ein schwacher Gesang.

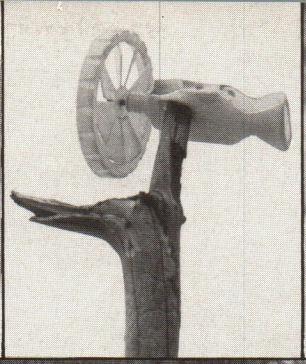
Nichts Nennenswertes will dir begegnen
Doch auf einmal ist dir's, als wäre da was
Als müßtest du irgend etwas entdecken
Da zwischen Wasser und Dünengras.

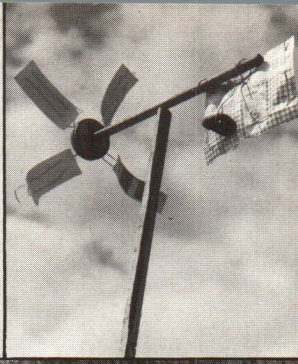
Schon scheinen Bretter und Steine dir wichtig
Zum Fabeltier wird ein knorriger Ast
Die bauchige Flasche bringt eine Nachricht
Dort narren dich Fetzen aus Blech und Plast.

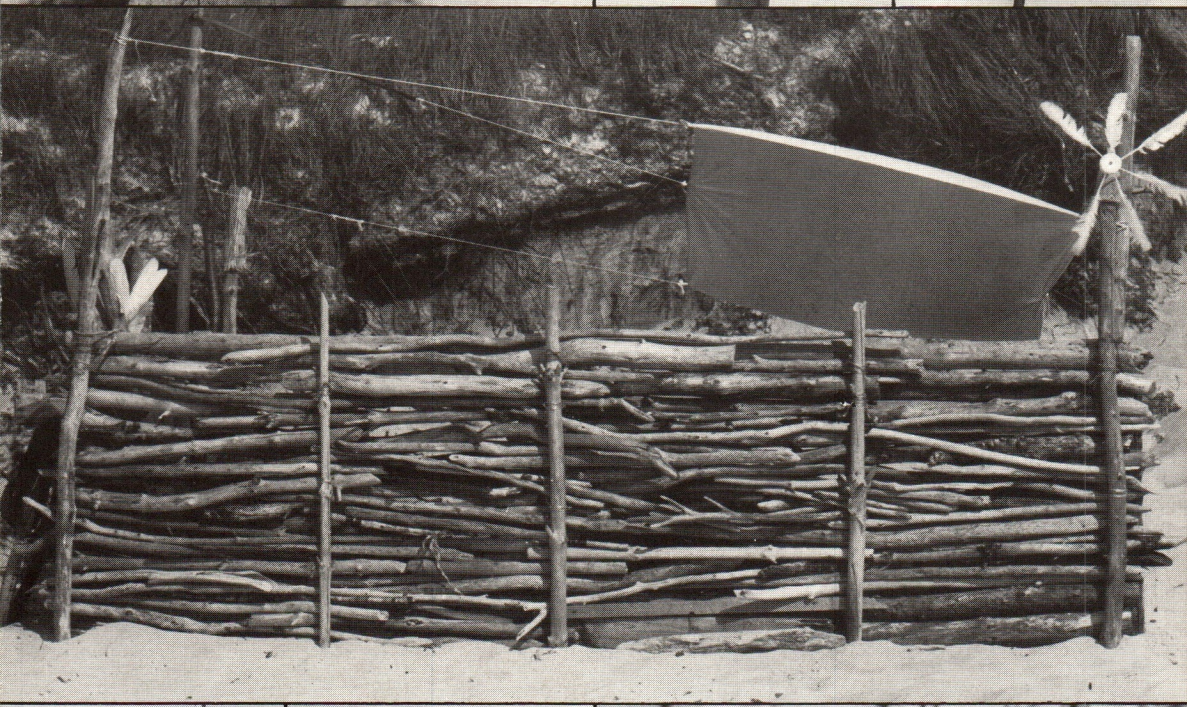
Jetzt nimmst du die Kiste, die angespülte
Und hockst dich erwartungsvoll auf sie hin
Da kommen für alle diese Dinge
Dir bunte Geschichten in den Sinn.

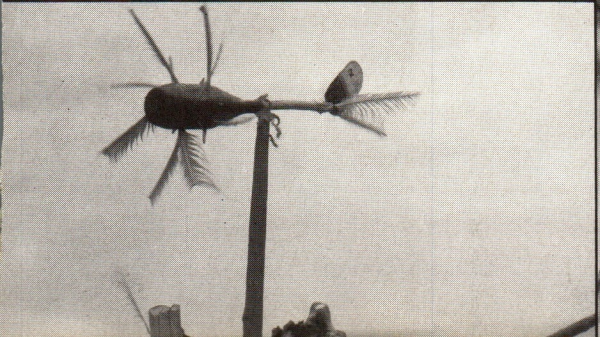
Hans-Joachim Meyer

Fotos: Jens Prockat









Fotos: Rudolf Schäfer

ZAUN-GÄSTE

Rosella und Franca

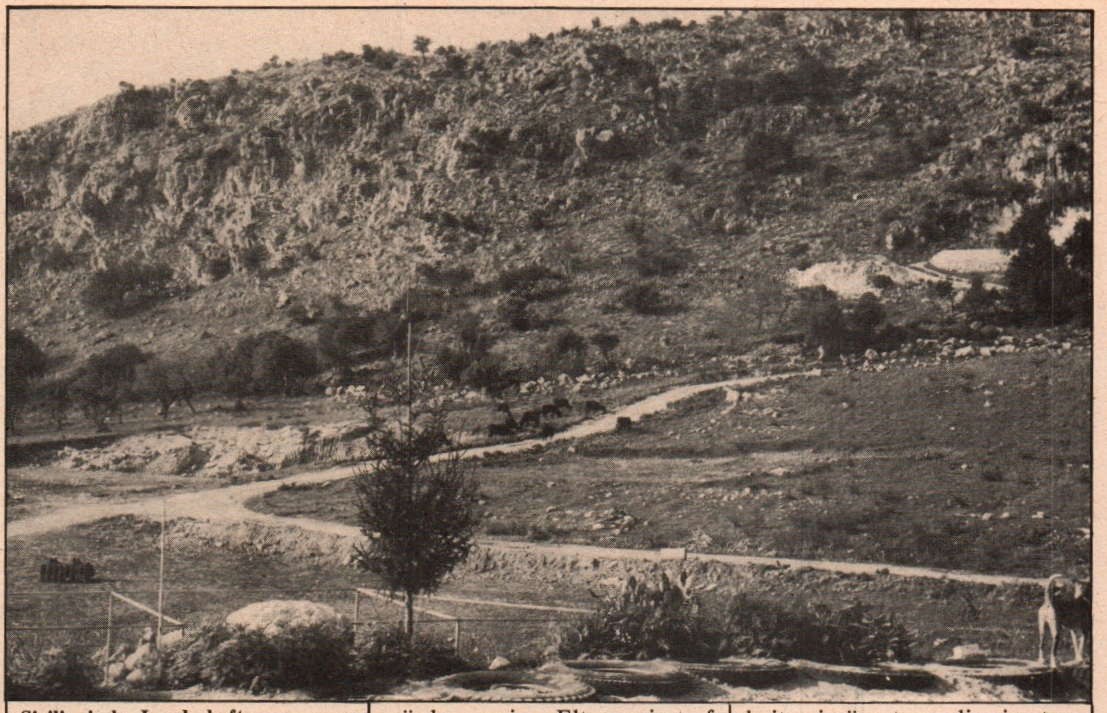
zwei Mädchen aus Sizilien

„Una bella ragazza" — ein schönes Mädchen — sagen die jungen Burschen aus dem sizilianischen Städtchen Partinico über Rosella. Und auch ihre Blicke lassen keinen Zweifel daran, daß ihnen das 14jährige Mädchen mit dem schulterlangen blonden Haar und den blaugrauen Augen, das in enganliegenden Jeans selbstsicher durch die Straßen geht, gefällt. Aber diese Blicke sind selten zudringlich; sie werden es auch dann nicht, als Rosellas Freundin auftaucht. Franca fällt für sizilianische Begriffe weniger durch ihr Äußeres auf — sie hat kurz geschnittenes schwarzes Haar und dunkelbraune Augen — als durch ihr Auftreten. Sie rollt auf ihrem Moped durch das Städtchen und reagiert auf die Blicke, je nach Grad der Bekanntschaft oder Sympathie beziehungsweise Antipathie, mit einem Gruß oder gleichgültig, als seien die Betreffenden Luft für sie. Franca ist knapp fünfzehn und lebt meist allein in der Wohnung ihrer Eltern, die beruflich viel unterwegs sind.

Ich komme aus dem Staunen nicht heraus. Fünfzehn Jahre zuvor war ich nach Partinico gefahren, um mich in dem rund 50 Kilometer von Palermo entfernten Städtchen umzusehen, das durch die Umtriebe der Mafia und die Tätigkeit des Soziologen Danilo Dolci im Dienste der notleidenden Einwohner eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte. Partinico war ein Schock nach all der Schönheit, die ich auf der Fahrt von Messina nach Palermo erlebt hatte: das in vielen Blau- und Grüntönen schillernde Meer, wild zerklüftete Berge, im „dunklen Laub glühende Orangen", farbige Fischerboote, wie von Guttuso hingezaubert, und über allem die Juni-Sonne, unter deren sengendem Atem das Gras braun geworden war. Außer in den Slums von Palermo hatte ich „Anfängerin" noch nie so viel Elend wie in Partinico gesehen: aus einem Raum bestehende, fensterlose Hütten, die sechs, acht und mehr Personen beherbergten, stinkende Rinnsale in den Gassen, da es keine Kanalisation gab, im Schmutz spielende Kinder. Die jungen Frauen, die auf den Straßen zu sehen waren, meistens robust, dunkelhäutig, gingen irgendwelchen Beschäftigungen nach, trugen Wassereimer oder Körbe. Halbwüchsige Mädchen wie Rosella und Franca wurden in der Regel gar nicht allein auf die Straße gelassen.

Rosella und Franca (auf dem Moped), die Freundinnen aus Partinico

Ja, Rosaria hieß sie wohl, und wohnte mit Mann und fünf Kindern in einer solchen oben beschriebenen „Wohnung". Rosaria war damals 24 Jahre alt und hatte eine für die Sizilianerin typische Biographie: mit 15 Heirat, mit 16 das erste Kind und dann alle weiteren; eines starb wenige Wochen nach der Geburt. Zur Schule war sie in ihrem Dorf bei Partinico nur zwei Jahre gegangen; sie mußte ihre sieben jüngeren Geschwister mitversorgen. Die Mutter hatte zwölf Kinder geboren,



Sizilianische Landschaft: Olivenbäume und kahle Felsen

von denen vier gestorben waren. Die von ihren Eltern arrangierte Heirat mit dem Schuster Vincenzo, den sie vor der Hochzeit nur einige Male in Anwesenheit von Familienangehörigen gesehen hatte, kam ihr einerseits wie ein großes Glück vor. Sitzenzubleiben war eine Angst, die ihr und ihren Freundinnen schon von früher Kindheit an eingeredet worden war. Andererseits fürchtete sie sich vor dem zehn Jahre älteren Mann. Doch hatte er ein einigermaßen sicheres Einkommen, sie gewöhnte sich an ihn und begann ihn zu lieben.

Franca und Rosella scheinen einem anderen Zeitalter anzugehören. Beide bewegen sich völlig ungezwungen, gehen zur Schule, wollen studieren. Rosella lacht laut, als ich sie frage, ob sie sich von ihren Eltern verheiraten lassen würde. „Erstens denke ich überhaupt noch nicht ans Heiraten, zweitens würden meine Eltern nie auf den Gedanken kommen, mir etwas aufzwingen zu wollen." Sie lacht wieder.

Als ich Marco und Sara La Fata, beide sind Lehrer, kennenlerne, wird mir klar, wie absurd meine Frage war. Rosella redet mit ihren Eltern wie mit ihresgleichen, fällt ihnen ständig ins Wort, erklärt, sie wolle in Partinico bleiben, obwohl Vater und Mutter nach Palermo ziehen möchten. Einig sind sich Eltern und Tochter jedoch in politischer Hinsicht. Der Vater ist Mitglied der Kommunistischen Partei, Rosella gehört dem kommunistischen Jugendverband an. Es sei in Partinico immer noch schwierig, Kommunist zu sein, während im Norden die IKP-Mitglieder großes Ansehen genießen, sagt Rosella. Manche Eltern würden ihren Töchtern verbieten, mit ihr zu verkehren, weil sie „auf einem schlechten Weg sei"; sie meinten damit ihre politische Überzeugung und die Tatsache, daß die Eltern ihr eine Unabhängigkeit einräumten, die in traditionell empfindenden und religiös gebundenen Familien undenkbar ist. „Wir sind eine Gruppe von Freunden, die zusammenhalten und sich aus Anfeindungen nicht viel machen. Franca wird nachgesagt, daß sie sich schon herumtreibe und so ... Aber wir kümmern uns nicht um das Gerede."

Sie sind in der glücklichen Lage, großzügige und politisch aufgeklärte Eltern zu haben, die über — wenn auch bescheidene — materielle Möglichkeiten verfügen, um sie zur Schule und auf die Universität zu schicken. Aber die anderen, die, wie Rosaria vor 15 Jahren, weiter in den noch verbliebenen Löchern leben müssen beziehungsweise in primitiven Mietwohnungen? Außer dem Notwendigsten in der Grundschule haben viele von ihnen nichts gelernt. Also bleibt, wie schon Generationen vorher, die Heirat der einzige Ausweg. Wenn sich ein Anwärter findet, haben die Eltern oft kein Geld für die Aussteuer. Dann wird

eine Entführung des Mädchens inszeniert. So kommen die jungen Leute um Hochzeitsfeier und alle übrigen kostspieligen Zeremonien, lassen sich „in aller Stille" von irgendeinem Priester trauen.
Rosella und Franca kennen mehrere solcher Fälle aus Partinico. „Manchmal sind es ganz junge Mädchen, noch jünger als wir", sagen sie. „Wenn es zur Heirat kommt, ist alles in Ordnung. Aber wenn der Mann das Mädchen nach der Flucht verläßt, sieht sie keiner mehr an."
Die für Sizilien einst charakteristischen „delitti d'onore" — Verbrechen aus verletzter Ehre, blutige Racheakte verlassener Mädchen oder ihrer Angehörigen, Morde an Ehepartnern und Liebhabern, von denen bis Mitte der 60er Jahre jährlich an die 1 500 registriert wurden — sind indessen nur noch Einzelfälle. Aber weniger spektakuläre Dramen ereignen sich überall auf der Insel; dazu gehören zum Beispiel Kinderheiraten.
Siziliens Hauptstadt hat sich in den letzten fünfzehn Jahren verändert. Einige Slums sind mehrgeschossigen Mietshäusern gewichen, die auch das Bild der sich in Richtung der Berge ausdehnenden neuen Viertel prägen. Für manche Bewohner der Volksviertel hat sich das Leben verbessert, vorwiegend dadurch, daß die Männer zur Arbeit in den Norden oder ins Ausland fuhren. Für viele Mädchen aber bleibt die Aussicht auf Heirat nach wie vor die einzige Chance. Im CEP (Zentrum für sozialen Wohnungsbau, 12 000 Einwohner) heiraten zwischen 1969 und 1971 zwei Mädchen mit 13, acht mit 14 und 22 mit 15 Jahren. Insgesamt wurden in diesem Zeitraum 155 Ehen geschlossen; davon waren etwa 50 Mädchen unter 17 Jahren und 40 Männer unter 20. Diese Kinder bringen Kinder zur Welt, ohne sich beruflich und intellektuell weiterzuentwikkeln. In materieller Hinsicht führen die jungen Frauen, sofern der Mann eine passable Arbeit hat, ein Leben, von dem ihre Mütter höchstens träumen konnten. Ansonsten aber ist der Unterschied nicht groß. Sie bleiben Gefangene der zahlreichen Kinder, des Mannes als des Ernährers und ihrer vier Wände, in denen sie sehr isoliert leben. Die vielfältigen Kommunikationen, die den Familien einst als Ausgleich dienten, existieren kaum noch.
Nur der Sprung in die Berufstätigkeit kann den vertrackten Kreislauf durchbrechen. Aber es ist schwer für eine Sizilianerin, einen Arbeitsplatz zu finden (außer saisonbedingter Tätigkeit in der Landwirtschaft). Die jungen Frauen, die während der Mittagspause das Werktor der Konfektionsfabrik Hálos in Licata (Provinz Agrigent) verlassen, können ein Lied davon singen. Dieser zum norditalienischen Montedison-Konzern gehörende Betrieb sollte wegen Unrentabilität geschlossen werden. Da gründeten die entlassenen beziehungsweise von der Entlassung bedrohten Frauen eine Liga der Arbeitslosen. Unterstützt von den Gewerkschaften und linken Parteien, setzten sie durch, daß die Produktion umgestellt wurde und die Mehrzahl der Frauen ihre Arbeitsplätze behielt. Obwohl die Arbeit in der großen, lärmerfüllten Halle kein Vergnügen ist, sind die Frauen froh, eine feste Anstellung zu haben und jede Woche ihr Geld nach Hause zu bringen.
Maria Concetta Benigi sagt, daß sie nach Annahme ihrer Bewerbung vierzig Tage lang ohne Bezahlung angelernt wurde.
Maria Vecchio: „Ich wurde zehn Tage lang probeweise angestellt, bevor ich den Arbeitsvertrag bekam."
Concetta Lauria: „Ich bin Buchhalterin und fand keine Anstellung, bis es mir schließlich gelang, hier als Arbeiterin unterzukommen."
Keine der Frauen gesteht ein, daß Protektion und „Beziehungen" bei der Einstellung eine gewisse Rolle spielten, aber mit der Geschichte der Fabrik Vertraute sagen es. Das trifft nicht nur für die Hálos zu. Die wenigen von den norditalienischen Monopolen auf Sizilien errichteten Betriebe, von denen einige als „Kathedralen in der Wüste" bezeichnet werden, sind weit davon entfernt, den Bedarf an Arbeitsplätzen zu befriedigen. In den letzten 20 Jahren erhöhte sich die Zahl der Arbeitsplätze für Frauen in der Industrie nur um 15 000. Oft hat bei der Arbeitsvermittlung die Mafia noch ihre Hand im Spiel.
Eine Arbeitsstelle als Privileg oder Glücksfall! Das Problem wird einem in einer neuen Dimension begreiflich, wenn man die einige Kilometer von der Konfektionsfabrik entfernte Stadt Palma die Montechiaro gesehen hat. Wie von allen Lebewesen verlassen, erhebt sie sich grau und steinern auf kahlen Felsen. In den heißen Sommermonaten ist für die Frauen jeder Tag mit der Mühe ausgefüllt, Wasser zu beschaffen. In den höher gelegenen Teilen der Stadt gehen sie meist nachts an die Brunnen, um in Plastbehältern Wasser zu holen, das oft tagelang reichen muß. Reglos sitzen schwarzgekleidete Frauen vor ihren Elendsbehausungen, zu ihren Füßen Rinnsale stinkender Abwässer. Hat Fürst Lampedusa, der Palma di Montechiaro mit seinem Roman „Der Leopard" zu literarischer

Berühmtheit verhalf, recht mit der Behauptung, daß die Sizilianer mit der Resignation und dem Tod auf du und du leben? Die schwarzen Frauen scheinen diese These der Hoffnungslosigkeit zu bestärken.

Doch sind sie nicht länger nur Dulderinnen. Jedenfalls nicht mehr alle. Viele von ihnen zogen im Frühjahr 1975 in dem Demonstrationszug der 7000 Einwohner Palmas mit, die von der Regierung verlangten, Palma mit Wasser zu versorgen und Sizilien aus der Rückständigkeit zu befreien. An der Gewerkschaftsversammlung allerdings, auf der die Gründe und Ziele eines bevorstehenden Streiks und einer Kundgebung erklärt werden, nimmt außer meist älteren Landarbeitern nur eine Frau teil. Sie ist Vertreterin einer katholischen Gewerkschaft.

Wenn es um Probleme geht, die die Familie unmittelbar berühren, erwachen die Sizilianerinnen aus der Resignation — auch diejenigen, die die Ermahnungen der Priester zur Fügsamkeit im allgemeinen ehrfürchtig befolgten. 1954 wurden während einer Demonstration, bei der es um Wasser ging, vier Frauen erschossen. Andere wurden zusammengeschlagen, als sie bei Landbesetzungen einen schützenden Wall um ihre Männer bildeten.

Während in Norditalien Ende der 50er Jahre ein schneller industrieller Aufschwung begann, blieb Sizilien Armenhaus, Lieferant von Rohstoffen und Arbeitskräften für die Monopole. Die Sizilianerin bekam bis 1955 nur ein Drittel des Lohnes, den der Mann für die gleiche Arbeit erhielt (und der wiederum auch viel niedriger war als im Norden). Und gleichzeitig war die Sizilianerin Arbeitstier für die Familie und „Besitz" des Mannes. Eine 1965 veröffentlichte Untersuchung über die Mentalität und das Verhalten des Italieners (Gabriella Parca, „Die Sultane") brachte unter anderem zum Vorschein, daß 14 Prozent der befragten Süditaliener entschlossen waren, ihre Frauen im Falle eines Ehebruchs umzubringen. Für sich selbst nahmen sie das Recht auf außereheliche Beziehungen in Anspruch (das Gesetz sah damals für Ehebruch der Frau hohe Gefängnisstrafen vor, während der Mann bei dem gleichen Delikt straffrei ausging). Die Frau hatte als Jungfrau in die Ehe zu kommen, Kinder zu gebären und zu erziehen, den Mann zu bemuttern und sich im übrigen aus allem herauszuhalten.

1 Palermo. Im „klassischen" Elendsviertel La Grotta scheint die Zeit stehengeblieben zu sein: Wassermangel, fehlende sanitäre Einrichtungen, Arbeitslosigkeit
2 Mancher Stoßseufzer und manche flehentliche Bitte bekommt die Mutter Gottes an der Straßenecke zu hören
3 Partinico. Vor dem Kino lungern Jugendliche. Sie warten auf ein Wunder, das ein „Job" sein könnte
4 Palma di Montechiaro. Menschen und Tiere hausen oft unter einem Dach

Licata. Junge Arbeiterinnen vor dem Werktor der Konfektionsfabrik Hálos. Sie verkörpern das neue Sizilien

„Damit der Mann zufrieden ist, muß die Frau zu Hause bleiben, ihm das Essen machen, das Haus sauberhalten ... Der Mann ist der Herr des Hauses und auch der Frau ...", sagt eine alte Frau in einer Befragung durch Danilo Dolci. Die Kirche und die herrschende christdemokratische Partei taten ihr Bestes, um dieses weibliche Idealbild zu propagieren. In der ersten Nachkriegszeit stellten sie die Berufstätigkeit der Frau als Absicht der Kommunisten dar, die Frau zu degradieren. Unter ähnlichen „unpolitischen" Vorzeichen spannten die konservativen Kräfte die Sizilianerinnen vor ihren antikommunistischen Karren und brachten auf diese Weise 170 000 von ihnen in die Christdemokratische Partei (fast die Hälfte der DC-Mitglieder auf Sizilien). Spätestens das Referendum über die Ehescheidung (1974) machte augenfällig, daß die Sizilianerinnen nicht mehr gewillt sind, ewig ein Inseldasein zu führen. Tausende ehemalige christdemokratische Wählerinnen, zahlreiche Angehörige christlicher Frauen- und Jugendorganisationen sprachen sich gegen die Aufhebung des hart umkämpften Scheidungsgesetzes aus und trugen mit ihren Stimmen zum Sieg der Linken bei. Die Regionalwahlen im Juni 1975 und die jüngsten Parlamentswahlen bestätigten den Trend nach links. Viele Sizilianerinnen stimmten für die Kommunisten nicht zuletzt deshalb, weil deren Engagement auch die Annahme des neuen Familiengesetzes zu verdanken ist, das die Gleichstellung von Mann und Frau in Familie und Gesellschaft ein beachtliches Stück vorangebracht hat. Es ist bezeichnend, daß sich — gegen den Willen und die Drohung der Kirche — in weiten Teilen Siziliens die Pille durchgesetzt hat. Die Geburtenrate sinkt stetig und spürbar.

Rosella und Franca werden mit ihrem Selbstbewußtsein keinen Schiffbruch erleiden, auch wenn sie es noch schwer haben, sich mit ihrem manifesten Drang nach Bewegungsfreiheit und Emanzipation durchzusetzen. Ihre provinzielle Umwelt, die viele Überbleibsel hemmender Traditionen mitschleppt, ist noch von besonders krassen sozialen, politischen, ökonomischen und kulturellen Widersprüchen gekennzeichnet. Aber Rosella und Franca werden lernen, studieren, zu dem Zeitpunkt, den sie für richtig halten, ihren Partner wählen, die Pille nehmen, ihre politischen Entscheidungen treffen und sich einen ihnen zusagenden Beruf wählen — soweit der Arbeitsmarkt das erlaubt.

Wenn Rosella und Franca in Partinico auch noch als besonders „freie" Mädchen gelten, so doch nicht mehr als „svergognate" („Schamlose" — Titel eines Buches von Lieta Harrison) wie noch vor zehn Jahren.

Anna Mudry

Harald Wessel

Ist denn die Freiheit ein Museumsstück?

An Rastatt denke ich ohnehin mit gemischten Gefühlen. Der malerische Ort an der Murg bildete im Herbst 1970 eine Station auf der Reise, die ich anläßlich des 150. Geburtstages von Friedrich Engels zu dessen Wohn- und Wirkungsstätten unternahm. Engels hatte 1849, vor nunmehr 127 Jahren, am badisch-pfälzischen Aufstand teilgenommen, in dessen Verlauf revolutionäre Freischärler sich der Festung Rastatt bemächtigen und sie wochenlang gegen die Übermacht konterrevolutionärer preußischer Truppen verteidigen konnten. An die tapferen Männer, die damals im Kampf für Freiheit und Demokratie ihr Leben ließen, erinnerte vor sechs Jahren in Rastatt nur ein bemooster Stein im hintersten Winkel des alten Friedhofs, aufgestellt 1899 von Sozialdemokraten, die zu der Zeit noch revolutionär waren. In Sichtweite des alten Steines aber steht das Hochhaus des Pabel-Verlages, der in Massenauflage die berüchtigten Landserhefte herausgibt, die mit Freiheit so wenig zu tun haben wie Al Capone mit den guten Sitten.

Inzwischen haben rührige Historiker, angespornt und unterstützt von jungen Linken, in einigen Räumen des Rastatter Schlosses eine „Erinnerungsstätte für die deutschen Freiheitsbewegungen" eingerichtet. Kürzlich trafen sich die Freiheitsfreunde zu einem Symposium, auf dem sie ihre Sorgen vortrugen. Nur wenige Besucher finden an dem Museum der Freiheit Gefallen. Es fehlen neben den Schrifttafeln gegenständliche Zeugnisse vom Kampf für die Freiheit. Man müsse der Freiheit ihre dritte Dimension geben, wurde auf dem Symposium erklärt. Doch das sei kostspielig. Dazu reiche der Jahresetat des Museums, noch nicht einmal 20 000 Westmark, bei weitem nicht aus. Das Freiheitsmuseum leide auch unter Platznot, da das benachbarte „wehrgeschichtliche Museum" Vorgriffsrechte auf die Räume des Rastatter Schlosses habe. Die Landesregierung von Baden-Württemberg aber fördere „ehrgeizige Sondervorhaben" des Wehrmachtsmuseums, das weitere „Großobjekte der Kriegsgeschichte" — gleichsam die „dritte Dimension" zu den Landserheften — ausstellen will. Gegen eine solche Übermacht an Waffen kann die Freiheit kaum bestehen. Das habe ich bei meinen Reporterreisen in kapitalistischen Ländern oft beobachtet: Immer wenn es um konkrete, handfeste und praktisch nachprüfbare Probleme der Freiheit geht, dann klafft ein fundamentaler Widerspruch zwischen den Parolen der offiziellen Freiheitsprediger und der vorgefundenen Wirklichkeit. Die Kreisstadt Rastatt gehört zu Baden-Württemberg, einem BRD-Bundesland, das von der CDU regiert wird, von jener Partei also, die den jüngsten Bundestagswahlkampf unter der Parole „Freiheit statt Sozialismus" führte. Mit dieser Parole sollte die in Bonn regierende SPD getroffen werden, die ihrerseits einen „freiheitlichen Sozialismus" predigt. Der monatelange Parolenkrieg hat den bundesdeutschen Steuerzahler Hunderte von Millionen Mark gekostet. Nur ein Bruchteil des Geldes, das die in Bonn und Stuttgart regierenden Parteien im Wahlkampf sinnlos verpulverten, hätte ausgereicht, dem Rastatter Freiheitsmuseum die nötige dritte Dimension zu verschaffen.

Natürlich ist die Freiheit kein Museumsstück. Das stolze Wort Freiheit ist seit alters her das Losungswort der Ausgebeuteten und Unterdrückten im revolutionären Kampf für eine bessere Welt. Freiheit kommt vom gotischen „freihals", was einen Hals ohne Joch meinte. Ein Joch krümmt nicht nur den Rücken, sondern drückt auch auf den Kopf. Man sieht das zum Beispiel am Rastatter Pabel-Verlag, an der bürgerlichen Skandalpresse und an einem Wahlkampf, der dem Wähler kein vernünftiges Programm der gesellschaftlichen Entwicklung anbietet, sondern eine Kollektion von unvernünftigen Sprüchen. Mich erinnerte der jüngste BRD-Parolenkrieg jedenfalls an den Streit zweier Maulwürfe, von denen der eine ständig „Sonnenschein statt Sonnenwärme" und der andere „scheinende Sonnenwärme" rief...

Was soll man da den Rastatter Freiheitsfreunden raten? Die Werke von Marx, Engels und Lenin auszulegen, die das einzig reelle Programm der Menschheitsbefreiung entwickelt haben? Natürlich! Einen Besuch im Museum für Deutsche Geschichte am Berliner Marx-Engels-Platz, in dem dreidimensional zu sehen ist, wie der Freiheitskampf der revolutionären deutschen Arbeiterbewegung zum Sieg führte? Das könnte nicht schaden! Eine Sonderausstellung zu den Volkswahlen am 17. Oktober? Mit der sozialen Zusammensetzung unserer obersten Volksvertretung — 52,6 Prozent Arbeiter? Mit den Beschlüssen des IX. Parteitages der SED, die den Wahlen den nötigen geistigen Gehalt geben? Nur Mut! Kommunisten sind seit jeher die entschiedensten Anwälte der Freiheit — in Wort und Tat, in Programm und Wirklichkeit, in den Problemen der großen Politik, in den kleinen Sorgen des Alltags, bei Wahlen und auch im Museum.

Im Atelier

Prof. Hermann Henselmann

Über Fritz CREMER

Ja, wenn ich ihn nicht ein halbes Leben lang kennen würde, wäre es leichter, ihm zu seinem 70. Geburtstage zu gratulieren und auf seine vielen Plastiken zu verweisen, von denen einige eine solche Ausstrahlungskraft besitzen, daß sie der visuellen Erlebniswelt von Millionen Menschen angehören. Man würde mit vollem Recht davon sprechen, daß sie den Anspruch erheben können, die ersten gültigen Bildwerke deutscher Kunst sozialistischer Prägung zu sein innerhalb einer Ahnenreihe, die von dem Zeitgenossen der Bauernkriege Tilman Riemenschneider bis zu Ernst Barlach und Käthe Kollwitz reicht.

Weil er jedoch kein Vertreter sozialistischer Kunst ist (was an und für sich verdienstvoll wäre), sondern einer ihrer Erzeuger, ist die Produktion seiner Skulpturen und sein reiches grafisches Œuvre viel mehr. Sie sind die Äußerungen eines Weggenossen der proletarischen Revolution, der innerhalb des Schöpferprozesses einer neuen Gesellschaft mittels der Kunst Wahrheiten sucht und Irrtümer bekämpft. Genauer gesagt: Wahrheiten werden erkannt und Irrtümer aufgedeckt als Bestandteil einer sozialistischen Daseinsform und eines ständigen Lernprozesses auf dem Wege zum Kommunismus. Der Grundinhalt ist Freiheit durch Befreiung. Er gestaltet ihn wiederholt „klassisch" und allgemein ablesbar im Buchenwald- und Spaniendenkmal, im Bauarbeiter und der Trümmerfrau und im „Galilei".

Diese prometheische Gratwanderung zwischen Wahrheit und Irrtum stellt sich in einer sensiblen Persönlichkeit als lustvoll — qualvolle künstlerische Reflexion in allen Äußerungen — auch in Wort und Schrift — dar. Die Meisterung dieses Prozesses ist als Ganzes genommen und Ergebnis von sieben Jahrzehnten die bedeutendste Lebensleistung Fritz Cremers. Ihre Vorbildwirkung, besonders auf die Jugend und über unsere Grenzen hinaus, ist außerordentlich. Ihr Fundament ist die unbeirrte Parteilichkeit. Sie verschafft ihm Autorität und Aufmerksamkeit, selbst dann oder auch gerade dann, wenn das nicht gern gehört wird, was er zu sagen für notwendig hält. Innerhalb der Dialektik der ständigen Auseinandersetzung des Künstlers mit sich selbst und der Gesellschaft, der er sich zugehörig fühlt, erhalten seine Werke dokumen-

Eva-Torso und Porträtbüste Hanns Eisler

Entwürfe zu „Und sie bewegt sich doch" (Galilei) und „Stürzender" aus der Buchenwald-Gruppe

tarische Bedeutung. Ihre vollkommene Identität mit unserer Epoche macht sie zeitlos.

Natürlich drückt sich diese Lebenshaltung im gesamten Gestus einer Persönlichkeit aus. Man sieht ihm an, daß er dort, wo es um das Hauen und Stechen geht, sich und auch andere nicht schont. Er wirkt ernst, aber wenn man genauer hinsieht,ist auch allerhand Begabung für Allotria vorhanden. Beethoven bemerkte einmal, daß es einem Künstler schwerer falle als irgend jemand anderem, Stoiker zu sein. Das gilt ganz besonders für Fritz Cremer. Er gehört zu den „Brüllern". Im Hause der Malerin Lis Bertram, unserer von allen geliebten Freundin und Lebensgefährtin Heinrich Ehmsens, der auch ein überdurchschnittlicher Brüller war, ging und geht es zum Beispiel nicht selten sehr geräuschvoll zu, wenn Fritz loslegt. Dann glänzen die Augen der anderen Brüller (auch meine), und die Leiseren freuen sich. Solange Fritz brüllt, lebt die Kunst. Hinterher hat er, wie alle Brüller, ein schlechtes Gewissen. Selbst dann, wenn er recht hat. Einmal erfuhr ich von einem Diskussionsbeitrag, in welchem er wie sein Spanienkämpfer — Schwert heraus und drauf — gegen irgendwelche Kunstwebeleien vorging. Am nächsten Tag rief ich ihn an, als das Lauffeuer mich erreicht hatte, und bat um das Manuskript. „Du kannst es haben", meinte er, „aber manches von dem, was ich gesagt habe, ist nicht richtig." Diese unbedingte Aufrichtigkeit ist sein wesentlichster Charakterzug.

Mich selbst verbindet mit ihm keine so enge Freundschaft wie etwa mit dem Bildhauer Hermann Blumenthal, der dem faschistischen Krieg zum Opfer fiel. Wir lebten in einer intensiven Freundschaft, wie sie nur die Jugend kennt. Es entstand keine Plastik, die ich nicht kannte. Wir vermittelten uns vor allem unsere Unkenntnisse. Von ihm hörte ich zum ersten Male von Fritz Cremer, seinem Freund und Studiengenossen. Heute schafft das Wissen um die Probleme unserer Jugend zwischen uns ein spezifisches Gefühl der Zusammengehörigkeit. Das ist zum Beispiel die Erinnerung daran, was Rodin und Maillol uns damals bedeuteten, über welche Chiffren und Vermittlungen die Sprache ihrer Skulpturen verfügt. An ihrer Kenntnisnahme kam keiner unserer jungen Generation vorbei, der sich in plastischen Formen äußern wollte (wozu ich übrigens die Baukunst rechne). Die Jugend von heute muß so auch Fritz Cremer zur Kenntnis nehmen. Wer ihn überwindet, macht ihm das schönste Geschenk.

Nun also ist er siebzig. Nach dem Krieg schrieb einer unserer Genossen, die nach ihm suchten: „. . . und wenn er lebt, dann arbeitet er auch." So ist es.

Fotos: Christian Borchert

film tips

Dersu Usala

Ludwig van Beethoven — Tage aus einem Leben

Die letzte Vorstellung

Die Unschuldigen mit den schmutzigen Händen

Donatas Banionis (Beethoven) und Renate Richter (Josephine) spielen in Horst Seemanns neuem Film „Ludwig van Beethoven — Tage aus einem Leben"

Einer der berühmten japanischen Regisseure, Akira Kurosawa, hat den sowjetischen Film „Dersu Usala" inszeniert. Er hat sich — besser wohl, Mosfilm hat ihm damit einen alten Wunsch erfüllt, die autobiografischen Aufzeichnungen des russischen Forschers Arsenjew auf die Leinwand zu bringen. Der Wissenschaftler hat zu Beginn unseres Jahrhunderts den Osten des damaligen Zarenreiches erforscht. Der Film erzählt von seiner Begegnung mit dem einheimischen Jäger Dersu Usala, von der Freundschaft beider Männer, des zivilisierten Forschers und des Naturmenschen, der zeit seines Lebens unter freiem Himmel gelebt hatte. Ihr unterschiedliches und ihr gleichartiges Verhalten unter außergewöhnlichen Bedingungen und ihr Verhältnis zur Natur werfen Fragen auf, die uns auch heute noch, teils erst recht etwas angehen. Dem Darsteller der Titelrolle, einem älteren sowjetischen Schauspieler von kleiner Statur, begegnete ich 1975 auf einem Empfang in der japanischen Botschaft in Moskau. Maxim Munsuk hat den zähen, erfahrenen Waldläufer so glaubwürdig verkörpert, daß er mir im europäischen Anzug auf diplomatischem Parkett als eine gänzlich unerwartete Erscheinung gegenübertrat.

Die DEFA wartet mit einem Wagnis, einem Beethoven-Film, auf, der versucht, gehabten Klischees aus dem Wege zu gehen. Horst Seemann, der hier nach einem Szenarium von Günter Kunert gearbeitet hat, ist ein unerschrockener Mann. Das hat er jedenfalls als Regisseur von Gegenwartsfilmen gezeigt, die von der Kritik immer wieder getadelt und vom Publikum mit unterschiedlichem Interesse honoriert worden sind.

Was ich von dem Beethoven-Film bisher gesehen habe (es war nicht das gesamte Werk), bewies ein kühnes, unkonventionelles Herangehen, das Achtung und Interesse hervorrief. Manche Experten sollen sogar von Tollkühnheit gesprochen haben (Beethoven in der Berliner Karl-Marx-Allee; Zeitgenossen des noch lebenden Komponisten beim Betrachten seiner Totenmaske!). Auf eine Biografie und sogar auf eine fortlaufende Handlung verzichtet Seemann in kluger Beschränkung. Aus Episoden soll ein Bild entstehen, das einen schöpferischen Menschen in seinen Beziehungen zur Gesellschaft, Genialität, mutige Überzeugung, menschliche Freundschaft im Kampf mit einem oft widrigen Alltag, kleinlichem Mißtrauen, offener Reaktion, Geschäftemacherei vorführt. Der Hauptdarsteller, Donatas Banionis, sagte mir, warum er den Film mag: Weil er eine Aussage heutiger Künstler für ihre heutigen Zeitgenossen ist. Es soll eine Diskussion darüber gegeben haben, ob der Film französisch „Der Compositeur" oder österreichisch (er spielt in Wien) „Der Compositöhr" heißen solle. Nun nennt er sich „Ludwig van Beethoven — Tage aus einem Leben." Das ist weder toll noch kühn.

In den Ländern, in denen schon seit langem und regelmäßig Filme gedreht werden, ist die Produktion eines Schwarzweißfilmes heutzutage eine Seltenheit. Die Formate wechseln ab und zu, die Farbe bleibt. Rezensenten erwähnen sie kaum noch, sie setzen sie voraus. „Die letzte Vorstellung" heißt eine der wenigen international berühmten Ausnahmen in Schwarzweiß. Der Titel läßt verschiedene Deutungen zu. Das amerikanische Original („The Last Picture Show") ist eindeutig, die letzte Kinovorstellung ist gemeint. Regisseur Peter Bogdanovich benutzt sie als Symbol für sein beklemmendes Porträt einer texanischen Kleinstadt zu Beginn der fünfziger Jahre. Das Kino schließt, der bewunderte alte Sam, „der Löwe", ist tot, für Sonny und Duane ist die Jugend zu Ende. Aussichten: Soldat im Korea-Krieg. Bogdanovich legt ohne Umschweife dar, was er zu sagen hat, seine Gestalten faszinieren. Wer sehen kann, wird entdecken, daß zu dieser Bestandsaufnahme aus den USA mehr gehört als die Handlung: Straßen, Häuser, Gesichter. Unbehagen ist beabsichtigt.

Sehenswerte Kriminalfilme mit Gemeinsamkeiten und krassen Unterschieden: „Die Unschuldigen mit den schmutzigen Händen" mit Romy Schneider und Rod Steiger, Regie Claude Chabrol, und „Mit-Gift" aus der BRD.

Bernhard Klaar

Frau Berolinas Musenkinder – Memoiren

Von HELGA BEMMANN

Es war 1928. Das Telegramm, das auf den Tisch des Direktors flatterte, aufgegeben in Hollywood (Kalifornien), lautete: „thanks for cable am working on new picture and cannot consider proposition stop compliments = charles chaplin =". Der Mann mit Bärtchen und Melone drehte also wieder einen neuen Film und konnte nicht zum Gastspiel nach Berlin ans Kabarett der Komiker kommen. Vor dem Direktor stand die Frage: Was nun? Wie in allen Jahren seit 1924 sollte die Eröffnung der neuen Spielzeit ein Höhepunkt sein. Wenn nicht mit Charlie Chaplin, dann vielleicht mit Karl Valentin, dem skurrilen Münchner. Aber auch bei dem gab es ein Hindernis. Er war reisescheu und hatte jedesmal, wenn er von München wegsollte, einen Einwand: „I mag net." Aber trotz allem, Lisl Karlstadt schleppte ihn zum Bahnhof, und hier im Berliner Kabarett der Komiker am Lehniner Platz sollte er einen seiner größten Triumphe feiern.

Karl Valentin und Lisl Karlstadt in dem Sketch „Orchesterprobe"

Brautbild ohne Kopf

Wahrlich, so hatten die Berliner lange nicht gelacht! Die hanebüchenen Vorkommnisse im Photoatelier, die herrlichen Dialoge, die sie nun aus dem Munde Karl Valentins und seiner Partnerin vernahmen, entzückten Abend für Abend die 950 Zuschauer des KdK, so daß der prominente Schauspieler und Conférencier Paul Morgan verkündete: „Lachgas über Berlin", der Humorschriftsteller Roda Roda den Nobelpreis für Humor und Komik für ihn forderte und Kurt Tucholsky extra für das Programmheft des Kabaretts dem genialen „Linksdenker" und Komödianten, der soviel Volkselemente in die Kunst hineinbrachte, ein Begrüßungskompliment in Versen machte: „Du stolperst auf den langen Beinen / da stehst du nun, Karl Valentin . . . / Da fragt man sich / ja gibt es dich? / Wir werden wohl vor Lachen weinen — / Grüß Gott! Willkommen in Berlin — !".

Wir nehmen nun einen Moment Platz im Parkett und schauen auf die Bühne, wo die beiden Photolehrlinge Karlstadt—Valentin als zünftige Meister agieren, richtiger gesagt, ihre Opfer traktieren. Ein Brautpaar will sich photographieren lassen. Er, ein Riese von über zwei Metern, zusätzlich Zylinder, sie, so klein, daß sie auch von einem Zwerg dargestellt werden kann. Schöne moderne Bilder sollens werden. Ja, ja, da könnens Eahnen verlassen, dös werdn Prunkbilder werdn dös. Da aber der Bräutigam zu lang ist, bringen sie ihn nicht auf die Platte. Sie haben keine so langen Platten, erklären sie. Außerdem müßt ja das Photoatelier a Kegelbahn sein. Deshalb die todernste Frage des Karl Valentin an den Bräutigam: „Muß der Kopf unbedingt drauf?" Antwort des todernsten Bräutigams: „Der Kopf muß drauf." Aber wie? Da hat die

Das KABARETT der KOMIKER

Jeden Abend ein volles Haus. Der Eingang zum ehemaligen Kabarett der Komiker

praktische Lisl Karlstadt schon den Verbesserungsvorschlag parat: „Machstn halt bis daher und dann an Kopf extra, den papp ma dann unten hin." Der ganze Saal lacht, doch dem Bräutigam wird die Sache allmählich zu dumm. Er soll niederknien. Ja, niederkniegln! Jetzt ist er wenigstens auf der Platte, aber die Braut wieder zu groß. Die Braut soll auch niederkniegln. Sie tut es, der Herr Bräutigam kann aber an dieser Pose keinen Gefallen finden. Kommentar Karl Valentins: „Warum ham S' denn gheirat?" Der Saal tobt. Die Pointen der Szene fallen jetzt Schlag auf Schlag. Zuerst Sportaufnahme. Der Bräutigam auf dem Schaukelpferd mit der Braut um die Schulter gehängt. Is a nix, trotz Kunstlicht — man hört in der Dunkelkammer die Platte auf den Boden fallen. Depperter Depp.

Wie wäre es vielleicht mit einem Kniebild von Fräulein Braut? Bitte, wie gewünscht. Valentin hebt den Rock der Braut hoch, der Bräutigam haut ihm mit dem Zylinder auf den Kopf, daß es kracht, das Publikum kommt aus dem Lachen nicht mehr heraus, und noch immer war nicht der Höhepunkt, jene berühmte Queraufnahme, bei der alle auf dem Boden liegen — Valentin, der Bräutigam, der Knipsapparat und bald auch der Meister, der just in diesem Moment in seinen Laden zurückkehrt und angesichts der chaotischen Szene in Ohnmacht fällt. Während der Fuß der Braut auf des Bräutigams Bauch verharrt, ihre Hand mit dem Brautstrauß in die Höhe gereckt, die andere Hand ans Herz gelegt bleibt, schließt sich langsam der Vorhang.

So wurde eine photografische Momentaufnahme zum Standbild klassischer Komik, über das sie alle im KdK gelacht haben — Professor Einstein und Friedrich Hollaender, Heinrich Mann und Heinrich Zille.

Ringelnatz und Reimann

Für Komik mit hohem schauspielerischem Anspruch war in diesem Kabarett immer gesorgt. Das war geradezu die Visitenkarte dieser Bühne, und Direktor Kurt Robitschek setzte seinen Ehrgeiz darein, die gesamte Komikerprominenz von Bühne und Film für sein Haus zu gewinnen. Nie zuvor oder danach waren in einem Kabarett so viele Komödianten zu sehen wie hier. Fuhr Valentin mit seiner Lisl zurück nach München, war schon Hans Moser eingetroffen als vorbildlich nuschelnder Wiener Dienstmann, präparierte bereits Paul Graetz seine „1 000 Worte Berlinisch von Glaßbrenner bis Otto Reutter"; probte der dicke, blubbernde Otto Wallburg die neue Parodie „Meine Frau — deine Frau" und überraschte die sonore Adele Sandrock mit kabarettistischem Charme in der Posse „Ruhiges Zimmer zu vermieten".

Eine begehrte Spezialität unter den Komikern war in den Programmen

des KdK auch Hans Reimann, der Humorist der sächsischen Volksseele, der ganz gomische Sachen auf der Bühne erzählte und sich den Unmut des ebenfalls am KdK engagierten Ringelnatz zuzog wegen der „Ansprache eines hundsgefährlich besoffenen Seemanns an den Portier des Niederwalddenkmals im Leipziger Rosental". In dieser Reimannschen Parodie, die der sensible Ringelnatz nicht besonders liebte, gibt es folgende Passage: „Jeder hat seinen eigenen Ringelklaps / Man reiche mir einen achtkarätigen Ringelschnaps! / Wenn ich mal tot bin, setzt mir die Staatsanwaltschaft einen Katafalk / aus Bulliongwürfeln. Und Muschelkalk / Ich bin nämlich kein richtiger Seemann, ich tue bloß so ... und ringsum schwimmen die Zwiebelfische und Korallenriffe / Deutsches Mädchen — schiffe schiffe!" Wer im Publikum das Ringelnatzsche Turngedicht mit der Schlußzeile „Deutsches Mädchen — grätsche, grätsche!" kannte, lachte an dieser Stelle meist etwas lauter und länger.

„Meine Frau — deine Frau."
Otto Wallburg (rechts) und Paul Morgan in einer Operettenparodie

Conférenciers stellen sich vor

Valentin, Reimann, Moser und Graetz — solche Komikergrößen auf der Bühne anzukündigen war für einen Conférencier eine Freude. Auch auf diesem Gebiet, der geistvoll anregenden Plauderei, verfügte das KdK über die besten Namen. War Komik die eine Spezialität dieses beliebten Berliner Kabaretts, so war die hohe Kunst der Conférence eine weitere Besonderheit an diesem Haus. Was war daran das Besondere? Zunächst die künstlerische Vielseitigkeit, die lebendige Zeitbezogenheit des conférierten Wortes, die Unterhaltsamkeit und Kultiviertheit des Vortrags. Die Conférenciers, die zum Stamm des Hauses gehörten, wie Fritz Grünbaum, Willi Schaeffers, Paul Nikolaus und Paul Morgan, aber auch die gastierenden wie Karl Schnog, Werner Finck, Hellmuth Krüger hatten eigentlich mehrere Berufe. Sie betätigten sich erfolgreich als Schriftsteller, veröffentlichten Bücher mit Gedichten und Couplets, conférierten und waren gleichzeitig als Schauspieler an diesem Abend in interessanten Rollen zu sehen; sie parodierten als Satiriker die Schwächen der Zeit und verfaßten für die Programme Einakter, Sketche und Chansons. Für die Versemacher unter den Conférenciers war das Vorbild meistens Erich Kästner, für die Satire Kurt Tucholsky.

Sehen wir nicht leibhaftig „Herrn Wendriner" samt Umgebung vor uns, wenn Paul Morgan beispielsweise in seiner Conférence mit seinem speech loslegte von dem Mann, der sich keine Namen merken kann? Jetzt trifft er endlich mal einen diskreten Menschen, dem er sofort erzählen muß, „was mir gestern passiert ist. Ich gehe durch die ... na, wie heißt doch die Straße, wo an der Ecke das Café Dingsda ... na, Sie wissen schon, welche Straße ich meine. Da begegne ich der kleinen blonden Frau ... wie heißt sie bloß ... sie liegt mir auf der Zunge, ihr Mann hat die Lederhandlung — er macht auch in Porzellan in der Dingsdastraße ... seinen Kompagnon kennen Sie auch ... na, Nebensache ... also die blonde Frau erzählt mir, ihr Mann wäre verreist nach ... wie heißt das Nest da oben bei ... na, Sie wissen schon. Wir reden und unterhalten uns, plötzlich, wer kommt des Wegs? Der Herr ... Sie

Paul Graetz, der Liebling der Berliner, war oft mit dabei

kennen ihn ... Sie wissen schon, wen ich meine. Der sieht mich mit der Frau, glaubt Gott weiß was alles und sagt, er wird dem Manne schreiben, dem Herrn Dingsda ... der jetzt in ... ist. Was sagen Sie zu der Gemeinheit? Ich erzähle Ihnen das alles, weil ich weiß, daß Sie verschwiegen sind. Sie können meinetwegen alles weitererzählen — aber wehe Ihnen, wenn ich erfahren sollte, daß Sie Namen genannt haben!"

Ganz in die Zeit paßte auch die Erfindung, die Morgan seinem Abendpublikum als Trost für den aufreibenden Berliner Büro- und Geschäftstag offerierte. Das war der Privat-Sorgenträger. Also, der Mann ist großartig. „Täglich 8 Uhr morgens kommt er an, holt sämtliche Sorgen ab, läuft dann den ganzen Tag mit beiden Händen auf dem Kopf herum. Er zerbricht sich meinen Schädel, und ich gehe inzwischen fröhlich spazieren. Natürlich, der Mann kostet etwas. Ein monatliches Fixum von tausend Mark Gage. Sie werden mich nun fragen, woher ich die tausend Mark nehme? — Sehen Sie: Das ist seine erste Sorge ..."

Diese Späße verstand man in jener Zeit, da die Wirtschaftskrise seit 1929 Millionen Arbeiter auf die Straße warf, Hunderttausende mittelständische Existenzen vernichtete und Zehntausenden vorwiegend jungen Akademikern jede Aussicht auf ein nützliches Berufsleben nahm. Die Conférenciers engagierten sich wie ihre Vorbilder, die linksbürgerlichen Autoren des KdK, mit gleicher Entschiedenheit aber auch gegen die politische Reaktion, die in jenen Jahren in Deutschland in Gestalt des Faschismus vor der Tür stand.

Zu ihnen gehörte Fritz Grünbaum, der besonders für seine antinazistische Haltung bekannt war. In einem Sketch läßt er einen Imitations-Hitler auf der Bühne eine Abstimmung durchführen. Wer dafür ist, bleibe stehen, wer dagegen, soll sich setzen. Es ist aber kein Stuhl auf der Bühne. Eine treffliche Kabarett-Parodie der faschistischen „Freiheits"-Perfidie, die keine Abstimmungsdemokratie und keine Alternative zu ihrer Diktatur zuließ.

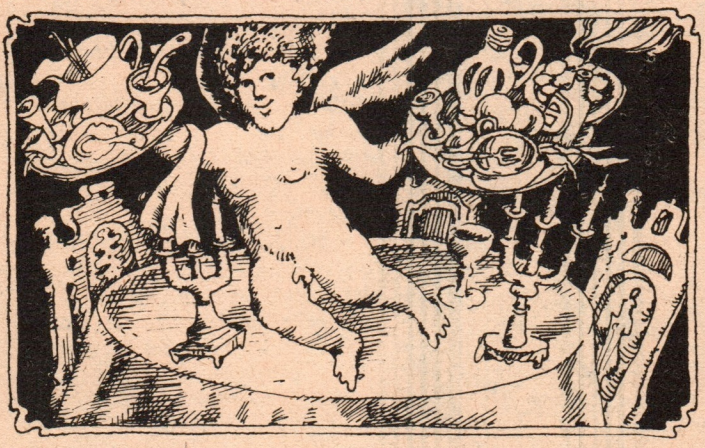
Der 1880 geborene Fritz Grünbaum brachte als Conférencier aber auch den nonchalanten Charme der Wiener Schule aufs Podium, war eigentlich Dr. jur. und hatte ein sehr umfangreiches Repertoire witziger Couplets, die all denen, die einmal einen Abend mit ihm in Wien oder Berlin erlebt hatten, in Erinnerung geblieben sind. Darunter die gereimten Betrachtungen über seinen Bühnenkollegen, den Affen, der geistreiche Monolog über das Grünbaum-Denkmal und das in seiner Schlagfertigkeit an Otto Reutter heranreichende Loblied auf die häßliche Frau, die den Mann durch lebenslängliche Treue erfreut:

Die schaut nicht nach Nelken und nach Hyazinthen,/und wenn sie sich umschaut, dann steht keiner hinten!/Und steht einer hinten, dann hat's keinen Zweck,/denn wie sie sich umdreht, läuft er doch weg!

(In unserer nächsten Ausgabe setzen wir die Geschichte des Kabaretts der Komiker mit einer Erinnerung an Kurt Robitschek, den vielseitigen Leiter des KdK, und an seine Autoren Kisch, Kästner, Tucholsky, Polgar fort.)

BERLIN— magazin

Gaststätte des Monats: GANYMED



Standort: 102 Berlin,
Am Schiffbauerdamm 5
Telefon: 2829540
Fahrverbindungen: S-Bahnhof Friedrichstraße, Straßenbahn 46, 22, 70,71 Bus 57, 59
Öffnungszeiten:
Montags von 17.00 bis 1.00 Uhr, dienstags bis sonntags von 11.00 bis 1.00 Uhr
Plätze:
92, im Roten und Grünen Salon, Preisstufe S,
Tischbestellung ist erwünscht
Gaststättenleiter: Uwe Zenker,
Chefkoch: Dieter Bonge
und weitere 35 Mitarbeiter
Interieur: Putten, Stuckdecken, geschnitzte Türen, Kerzenleuchten
Chronik: Der Name des Hauses ist der griechischen Sage entlehnt. Ganymed war ein schöner Knabe, den Zeus durch einen Adler in den Olymp entführen ließ und dort zu seinem Mundschenk machte.
Spezialitäten:
Französische Küche und Service (nur Herren im Frackspenzer mit Schürze), zwei Menüs und rund 50 Hauptgerichte, darunter so weltberühmte „Kompositionen" wie Bœuf Stroganoff, Schweinshaxe „Chancy", Schweinsmedaillon au four, das indonesische Nasi goreng und die italienische Pasta Asciutta.
Unterhaltung:
Das „Duo Schulze" spielt von mittwochs bis sonntags ab 19.00 Uhr konzertante Unterhaltungsmusik
Ums Karree: Berliner Ensemble, Friedrichstadt-Palast, Deutsches Theater, Kammerspiele, Metropol-Theater

Apropos Berlin

. . . außerdem erhielt der Tierpark zahlreiche Spenden. Auch hier war der weltbekannte Berliner Humor im Spiel. VEB Kälte beispielsweise stiftete einen Eisbären, das Ministerium für Schwermaschinenbau einen Elefanten, ein Betrieb für Schlafzimmermöbel Störche, das Nachbarstädtchen Strausberg einen Strauß.

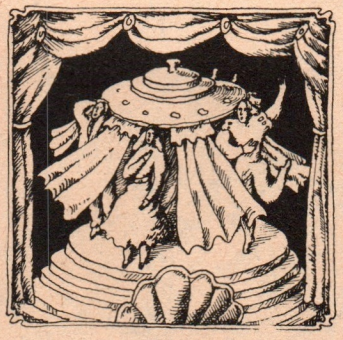
(Direktor Professor Dr. Dathe in der Broschüre „Hinweise für den Tierparkbesucher" über den Berliner Tierpark, der in diesen Tagen 1111 Wochen alt wird)

Täglich auf vertikaler Dienstreise

„Fahren Sie den ganzen Tag hoch und runter?" Frage eines Fahrgastes an Margot Fende (23), Aufzugführerin im Berliner Fernsehturm. „Kreuz und quer geht's noch nicht", antwortet sie schlagfertig und hat damit die Lacher auf ihrer Seite. Das sind für Frau Fende Texte „außer Protokoll". Für gewöhnlich macht sie im Stenogramm Angaben über Aufzugsgeschwindigkeit — sechs Meter pro Sekunde —, Höhe der Gästestation im Aussichtsgeschoß — 203 Meter — und daß in den zwei Fahrkabinen Platz für je 15 Personen ist. Rund 40 Kilometer geht Margot Fende täglich auf vertikale Dienstreise. Tuchfühlung auf allerengstem Raum mit 480 Passagieren. Da muß sie schon mal „psychologischen" Druckausgleich schaffen, wenn's in der Magengrube kriselt. Übrigens können Frauen den Bremsvorgang besser verkraften, sagt sie.

Margot Fende gehört seit März zum sechsköpfigen Kollektiv der Aufzugführer vom Berliner Fernsehturm. Nach einer innerbetrieblichen praktisch-theoretischen Ausbildung darf sie nun umschichtig „Höhenluft" genießen: Eine Woche von 6.00 bis 15.00 Uhr, eine Woche von 15.00 bis 23.00 Uhr. Anderthalb Stunden auf und nieder, 30 Minuten Pause — so besagt's die Dienstvorschrift. Margot Fende fühlt sich wohl als Fernsehturm-„Liftess". Eine interessante Arbeit, sagt sie. Was ihr Spaß macht? Nette Gäste! Und wann ist der Spaß nicht so groß? Bei weniger netten Gästen!

So ein Theater

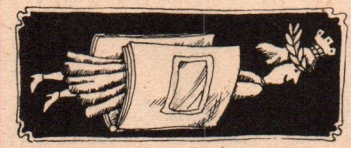


Im Septemberheft hatten wir bereits auf die zahlreichen Festtagspremieren der Berliner Theater hingewiesen. Hier nun noch ein Blick auf einige bedeutende Gastspiele während dieser XX. Festtage im Oktober. Aus der Schweiz kommen der Clown Dimitri, Pantomime, vom 9. bis 11. Oktober im Berliner Ensemble, und die Pantomimengruppe Mummenschanz, vom 11. bis 14. 10. in der Volksbühne. Das Ateneum-Theater, Warschau, gastiert mit „Tagebuch eines Wahnsinnigen" von Gogol auf der Probebühne des BE (14. 10.) und mit „Ball der Schaufensterpuppen" im Berliner Ensemble (15. und 16. 10.). Internationale Folklore bieten das Folklore-Ensemble Sri Lanka (11. und 12. 10. Komische Oper) und das Nationalballett der Elfenbeinküste am 12. und 13. 10 im Palast der Republik. Ein Hinweis noch: Auch Theater aus anderen Bezirken der DDR zeigen wieder interessante Inszenierungen. So zum Beispiel das Nationaltheater Weimar den „Kaufmann von Venedig" von Shakespeare und „Des Kanzlers Siegelring" von Visakhadatta und das Volkstheater Rostock „El Cimarron" von Henze/Enzensberger. Nähere Hinweise in den Tageszeitungen.

Aus dem Berlin-Lexikon

Einbrenne = Mehlschwitze; typisches Beispiel für die Berliner Neigung, sich bei Substantivbildungen transponierter Tätigkeitswörter zu bedienen, daher auch: Einnehme für Arznei, Anheize für Ofen, Loslege für Initiative, Hochfahre für Jähzorn.

Wußten Sie schon, daß



... die Berliner Festtage zweitens auch deshalb Festtage heißen, weil sie seit vielen Jahren fest im Berliner Terminkalender verankert sind?

... nach der im Kulturpark erfolgten Umbenennung der Gespensterbahn in Dämonenexpreß die Passagiere desselben nicht mehr von Angst, sondern von Horror befallen sind?

... Jugendklubhäuser nicht ausschließlich Veranstaltungsorte von Diskos sind, sondern manchmal auch geschlossen?

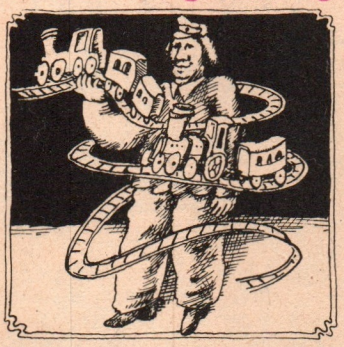
... die Umwandlung des Adlergestells in eine autofreie Fußgängerzone das Ende verkehrspolizeilicher Stempeltätigkeit im Berliner Südosten bedeuten würde?

... Kürbisse mit zwei bis drei Zentner Gewicht niemals ungeteilt eingeweckt werden sollten?

Herbstleid

Schon zeigt der Herbst dem Sommer seine Krallen.
Sein Regiment betrübt den braven Mann,
denn Bäume lassen zwar die Hülle fallen,
die Mädchen aber ziehen sich was an.
H. St.

Ausstellungskatalog



Beginnen wir unsere Hinweise für Oktober ausnahmsweise mit einer Exposition, die nicht der bildenden Kunst vorbehalten ist. Immer wenn es heißt, die Modelleisenbahner stellen aus, kann man sicher sein, daß die Räume im Ausstellungszentrum am Fernsehturm wieder mit großen und kleinen Guckern voll gefüllt sind, denn nur 14 Tage (16. bis 31. 10.) ist Gelegenheit, die Modelle zu betrachten. — Mit „Fritz Cremer — Studien, Projekte, Resultate" gibt es im Alten Museum ab 13. Oktober bis in das nächste Jahr hinein die bedeutende Ausstellung der Werke eines Künstlers, der in diesem Monat seinen 70. Geburtstag begeht. Andere, an einzelne Künstler gebundene Ausstellungen finden wir im Otto-Nagel-Haus mit „Otto Pankok — Handzeichnungen, Grafik, Plastik" (28. 9. bis 4. 11.), in der kleinen galerie pankow „Hans und Peter Mendau" (29. 10. bis 27. 11.), in der Galerie am Prater „KAGO — Malerei, Grafik und baugebundene Kunst" (6. bis 31. 10.), wobei sich hinter den geheimnisvollen Initialen der Potsdamer Künstler Klaus Gottwald verbirgt. Das Märkische Museum beginnt Mitte Oktober mit einer Sonderausstellung „Zum 250. Geburtstag von Chodowiecki", die ebenfalls bis zum Frühjahr 1977 geplant ist. Letzer Hinweis schließlich auf eine interessante Laienausstellung im Zentralen Haus der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft „Lehren und gestalten", in der Pädagogen und Schulangestellte aus allen Bezirken der DDR volkskünstlerische Arbeiten vorstellen (10. bis 31. 10.).

Zeichnungen: Ingo Haas

MODE international

Die Mode ist, wie Christian Dior einmal bemerkte, bereits fünf Minuten nach der Schöpfung des ersten Menschenpaares entstanden, nämlich in dem Augenblick, als Eva im Paradies sich im Spiegel einer Wasserfläche betrachtete und zu Adam in vorwurfsvollem Ton erklärte: „Wie du siehst, habe ich nichts anzuziehen ...“ Das muß sich irgendwo in Frankreich abgespielt haben, wo Gott angeblich lebt, und der erschuf bald danach die Haute Couture, damit Eva nicht ewig im selben Feigenblatt herumlaufen muß.

Überspringen wir ein paar Etappen der Menschheitsgeschichte mit ihren wechselnden Moden. Daran, daß seit 250 Jahren die Franzosen den modischen Trend bestimmen und die hohe Schneiderkunst zur Perfektion beherrschen, hat sich bis heute nichts geändert. Das muß man neidlos zugeben. In jüngerer Zeit hat die italienische Alta Moda versucht, den Franzosen den Rang abzulaufen und das große internationale Geschäft zu machen. Das ging auf die Dauer nicht. Worin allerdings Italien unübertroffen ist, sind die herrli-

Lesen Sie bitte auf Seite 63 weiter

1 Zwei Hosenanzüge von Yves Saint Laurent: links Schwarz mit grauen Streifen. Die Jacke ist zweireihig geknöpft, die Hose weit und gerade. Rechts eine sportlichere Version aus braun- und graugemustertem Wollstoff mit einreihig geknöpfter Jacke und weiter Hose mit Aufschlag. Auch die Bluse ist in dunklen Tönen gehalten

2, 3 Eine dreiviertellange Latzhose mit Aufschlag, die zu Stiefeln getragen wird, eignet sich besonders für gutgebaute junge Mädchen. Ein Poncho aus großkariertem Wollstoff ist eine wärmende Ergänzung
Modelle:
Modeinstitut der DDR, Berlin

4 Originell ist dieses gestrickte Jumperkleid in Grün-Lila aus einem Gemisch von Wolle und Kunstfaser
Modell: Amaraggi, Paris

5 Kleines Abendkleid, bestehend aus einer Bluse aus durchsichtigem schwarzen Crêpe Georgette, über einem T-shirt aus schwarzem Seidenjersey, der Rock aus schwarzem Crêpe Georgette endet unter dem Knie
Modell: Yves Saint Laurent

6 Ein Nachmittagsensemble mit langer braun- und orangefarbener Jerseyjacke zu einem wollenen Hemdblusenkleid in denselben Farbtönen
Konfektionsmodell von Jacques Heim, Paris

7 Wie schon im vorigen Winter, hat auch in diesem Jahr der Silberfuchs zum Kostüm seine Auferstehung gefeiert. Hier ein Modell von Gerard Pipart, Paris

2

3

4

5

6

7

8

9

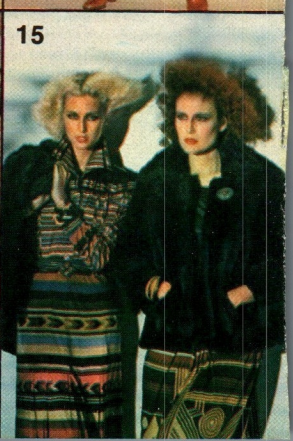
11

10

12

13

14


15

8 Sportlich-salopper Kamelhaarmantel, füllig geschnitten und bequem über winterliche Ensembles zu tragen. Das Futter ist aus wärmendem synthetischem Fell

9 Schwarzer eleganter Wollmantel. Der damenhaften Richtung entspricht die Komplettierung in Schwarz Modelle: Volkseigener Handelsbetrieb „Exquisit", Berlin

10 Eine Abwandlung des Chanel-Kostüms für den Nachmittag aus schwarzem Lyoner Samt. Kragen, Ärmel und Saum der Jacke sind mit dunklem Nerz besetzt

11 Bestechend an diesem Abendkleid aus Seidenmousseline sind das originelle Muster und die wunderschöne Farbkomposition Modell: Georges Kay, Paris

12, 13, 14, 15 Sportlichen Chic in Strick zeigt Italien an diesen Modellen

16, 17, 18, 19 Aus edlen Pelzen, Wollstoffen und Seiden: eine Auswahl der Kollektion des Moskauer Modegestalters Slawa Saizew. Besonders attraktiv ist der graue Mantel mit der prachtvollen Silberfuchs-Garnitur

chen reinen Seiden mit ihren brillanten Farben und phantasievollen Mustern und die weichen, schmiegsamen Wollstoffe. Auch italienische Strickwaren sind beliebt und gesucht und ganz erste Klasse in Eleganz und Paßform italienische Schuhe.

Ein Neuling auf dem internationalen Jahrmarkt der Eitelkeiten ist England, dessen Mode einst den Ruf hatte, klassisch, aber steif und langweilig zu sein. Geglänzt haben die englischen Modemacher mit Tweedkostümen und Regenmänteln: klimabedingt. Im Gegensatz zu dem graziösen, beschwingten französischen Kostümchen ist ein klassisches englisches Schneiderkostüm mehr adrett und korrekt als kokett. Inzwischen aber hat es jenseits des Kanals eine wahre Mode-Explosion gegeben: Im-

merhin war es die junge englische Modegestalterin Mary Quant, die den Minirock lanciert hat. Und die Londoner Carnaby Street, wo sich Boutique an Boutique reiht, ist ein Begriff geworden für abenteuerliche, ausgefallene, ein bißchen verrückte Jugendmode. In den Londoner Vierteln, wo besonders viel derart be- oder verkleidete junge Leute zu sehen sind, zeigt sich das Straßenbild entsprechend heiter und amüsant. Und keiner nimmt Anstoß. Aber eine Gefahr für die französische Modeindustrie ist auch England nicht.

Was übrigens den Minirock betrifft, der ist passé, die Rocklänge schaukelt seitdem 'rauf und 'runter. Wer da dauernd mitschaukelt, ist selber schuld. Mein Tip: Lassen Sie Ihre Röcke eine Handbreit unterm Knie enden. Mit den Röcken ist es wie mit dem erotischen Mittelpunkt des Interesses, von dem Dior auf einer Konferenz an der Sorbonne behauptete, er bewege sich an der Silhouette aufwärts und abwärts.

Ein leuchtender Stern am Moskauer Modehimmel ist der junge Slawa Saizew, international bekannt und anerkannt für seine schmissigen, eleganten, dabei tragbaren Entwürfe, von denen wir auf unseren Farbseiten einige Kostproben vorführen. Über ihn und seine Tätigkeit werden wir demnächst in einem gesonderten Beitrag berichten.

Mode, das ewige Spiel der Veränderung, macht Spaß, schöne, modische, niveauvolle Kleidung erhöht das Wohlbefinden, gibt Sicherheit, gehört zum kulturvollen Alltag. Wir haben in der DDR genug begabte, qualifizierte Modegestalter, und wie unsere Beispiele zeigen, machen sie Bekleidung, die sich sehen lassen kann. Die Kalamität ist nur, daß das Angebot in den Läden, vor allem in den mittleren und kleinen Städten, noch nicht befriedigend ist, die einschlägigen Betriebe oft noch zu langsam auf modische Veränderungen reagieren, und — sagen wir es offen — sie lassen es manchmal an Mut zum Neuen, Originellen fehlen.

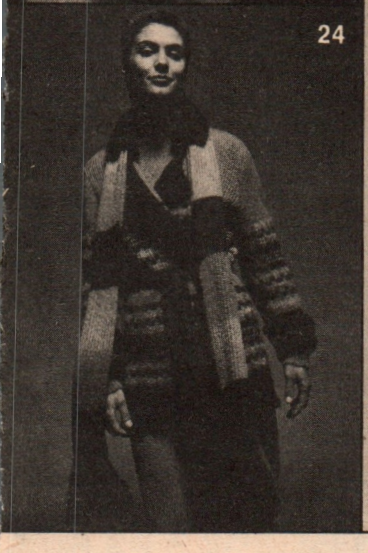
Schön, daß es mehr und mehr kleine Boutiquen gibt, die besonders das modische Zubehör führen: die Tüchlein und Schals, Gürtel und Schnallen, Ansteckblumen, Modeschmuck, das amüsante Drum und Dran, mit dem

20

21

22

23



24

25

20 Ein sehr weiter, fülliger Lodenmantel mit Capeärmeln, den man bis zum Hals knöpfen kann
Modell: Mono, London

21, 22 Sportlich elegant und tadellos geschneidert sind diese beiden Anzüge, einmal für den Tag, einmal für den Abend, ebenfalls aus London

23 Gegenseitige Bestrickung in naturweißen Ensembles für SIE und für IHN

24 Zum langen, schmalen, glattgestrickten Kleid die lange saloppe Strickjacke in hell-dunklen Blautönen
Beide Modelle: Volkseigener Handelsbetrieb „Exquisit", Berlin

25 Das Modeinstitut der DDR empfiehlt Sets: Pullover und lange Jacken mit gleichen Dessins. Ergänzt wird dieses Modell durch einen langen Schal

eine Frau spielen, sich die individuelle Note, das bestimmte Etwas geben kann. Man wünscht sich dieses Angebot aber noch vielseitiger, phantasievoller und origineller.

Vor 30 Jahren hat weiland Christian Dior den „new look" kreiert und damit eine wahre Umwälzung in der Mode gebracht. Sein Nachfolger Yves Saint Laurent hat sich jetzt ebenfalls einen „new look" ausgedacht. Ich würde ihn den Kaffeewärmerlook nennen. Weite, bauschige Röcke über 1—3 Petticoats, Taille und Hüfte betonend. Für Abendröcke und -kleider benutzt er steifen Taft, was die Trägerin noch voluminöser macht. Kleidsam ist das nicht, aber sicher absatzfördernd und lukrativ für die Stoffabrikanten, die oft Geldgeber der Haute-Couture-Häuser sind. Doch auch in Paris wird nichts so heiß gegessen wie es gekocht wird: Die Haute Couture mit ihren sündhaft teuren, überkandidelten Modellen dient mehr dem Prestige und der Publizität der Firmen, sie ist Motor und Experimentier- und Versuchslaboratorium für tragbare Konfektion, mit der sie das große Geld machen, wie auch mit den Parfums und sonstigen Modeartikeln, denen sie ihren kostbaren Namen geben. Ihre Originalmodelle können sich nur sehr wenig Frauen leisten. An einem Haute-Couture-Hemdblusenkleid zum Beispiel arbeitet eine erstklassige, hochqualifizierte Näherin mit der Hand 80—100 Stunden, und ein Haute-Couture-Modell kostet durchschnittlich soviel, wie eine solche Näherin in sechs Monaten verdient, laut einem kürzlich erschienenen Bericht in der Zeitung „Le Monde" über den Streik der Näherinnen in einem der großen Pariser Modehäuser.

Sehr „in" sind wieder Hosenanzüge, für den Tag, für den Abend, an Chic und femininer Wirkung von keinem Kostüm zu überbieten; viel Folkloristisches und alle Arten von Boleros. Neuestes modisches Zubehör ist das Hundehalsband. Überall viel Grobgestricktes und Gewirktes, wie gehabt, auch die Tunika über Rock oder Hose, Kleid über Hose und möglichst noch mit ärmelloser Weste, dazu Stiefel mit hohem Absatz. Aktuell sind auch wieder Lodencapes und -mäntel und die klassischen Kamelhaarmäntel, möglichst mit Kapuze. Dunkle Farben für Herbst und Winter sind kein Muß, Buntes und Winterweiß hellen die düstere Jahreszeit auf.

Da die Mode keine Diktatorin mehr ist und den Frauen freien Spielraum läßt, kann sich jede nach Laune und Neigung verändern: mal ganz mondän als Vamp, mal brav als kleines Mädchen, mal ganz korrekt und adrett als Dame (früher gab es einmal ein ungeschriebenes Gesetz, nach dem die Dame die Mode von gestern und die Kokotte die Mode von morgen trugen), oder sie zieht die saloppe Bequemlichkeit vor und wirft sich in Jeans und Pulli.

Sich reizvoll anzuziehen ist eine Kunst, eine noch faszinierendere, sich reizvoll auszuziehen. Der französische Bildhauer Auguste Rodin sagte: „Man ist von einer Frau, die sich auszieht, so geblendet wie von der Sonne, die durch die Wolken bricht."

Hil

abgehörtes

Prägnant wie kein anderer charakterisierte Bertolt Brecht die Musik seines Weggenossen *Hanns Eisler*: „Sie erzeugt neue Zartheit und Kraft, Ausdauer und Wendigkeit, Ungeduld und Vorsicht, Anspruchsfülle und Selbstaufopferung. Die Gesamthaltung ist revolutionär im höchsten Sinn." Worte, die man bei jeder ersten und vertieft bei jeder erneuten Begegnung mit Eislers Werk bestätigt findet. Dank gebührt NOVA für zwei repräsentativ gestaltete LP mit kontrastreichen Einspielungen aus dem umfangreichen Opus-Register des Künstlers. *Die Teppichweber von Kujan-Bulak, Ernste Gesänge, Winterschlacht-Suite* zum einen — Roswitha Trexler, Günter Leib, Ekkehard Schall sind die Solisten — und Klavierstücke, in vielerlei Gestalt, zum anderen, alles gleichwertig in der Güte der Wiedergabe.

Nachdrücklich empfohlen seien einige Außenseiter im Köchelverzeichnis, die zu ETERNAs *Mozart-Edition* zählen, die Flötenquartette voller Grazie und Munterkeit, tonschön bläst Johannes Walter die Flöte, und auf einer weiteren LP die *Sinfonie concertante KV 297b* und das *Konzert für Flöte, Harfe und Orchester KV 299*, erlesene, funkelnde Miniaturen. Es ist zwar auch ein Weg, Jugendliche für klassische Musik zu gewinnen, indem man sie ihnen in Adaptionen beatet, meist ziehe ich das Original vor. So bleibt die Monumentalität der Urbilder (Bach, Mozart, Grieg u. a.) auch bei Electras Amiga *Adaptionen* auf der Strecke. Es mangelt ihnen an neuartigen Klangfarben und originellen Wendungen, die anderen Adaptierenden schon gelangen.

Hallo 76 von Amiga zeichnet sich vorwiegend durch Phonstärke und Schlag-Kraft aus und dürfte daher über genügend Zugkraft verfügen mit den Puhdys, Laky und Expreß als Lokomotiven. Verhalten und daher besonders ins Ohr gehend *Mein Dorf* von Gerlach/Pexa/Karat.

Das LITERA-Barometer steht auf heiter bis ausgelassen, denn wenn zwei sich streiten wie Rolf Herricht und Hans-Joachim Preil, freut sich das Publikum. *Eine 2. Stunde gute Laune* mit ihrem Exkurs in die Doppeldeutig- und Doppelbödigkeit der deutschen Sprache nach Preil-Rezept läßt kein Auge trokken. Das Vergnügen an Gartenfreund, Krimi, Tierarzt und Briefmarke potentiert sich durch die mithörbare Resonanz im Saal. Fast zu weit schweift das Amiga-Pendel aus, wenn *die Mädchen von La Rochelle* die LP-Szene betreten. Doch wer Kitzliges liebt, wem Derbheiten nicht fatal, kommt bei 18 *Chansons aus dem alten Frankreich* voll und ganz auf seine Kosten, zumal Könner von Format die Frivolitäten servieren. Übersetzer, Schreiber des gelungenen Taschentextes und Leiter des Studio-Orchesters ist Wilhelm Neef, nicht zu vergessen der Klemke-Titel!

Gruß von der Plattenbar

ausgelesenes

Der attraktive Schutzumschlag zeigt Spielzeug-Häuschen und -kirchlein in eines Menschen Hand. Solch Material mag einer, und sei es auch ein Autor von Rang wie *Alfred Andersch* (BRD), herumrücken, wie er nur kann, es wird nicht viel dabei herauskommen. So viele Versatzstücke auch herangetragen werden, so rasch auch der Stift übers Reißbrett fliegt, so sehr der sprachmächtige Andersch auch Sprache als Befestigungsmaterial heranzieht — außer der Kommiß-Geschichte um den Gefreiten Reidel will sich nichts recht zusammenfügen in dem Roman *„Winterspelt"*. Natürlich wird man sich sagen müssen, daß gerade die krasse Ergebnislosigkeit genau der Intention des Autors entspricht; dennoch bleibt beim Ausleser die Frage nach dem Verhältnis von Aufwand und Resultat oder: ob der einzige Verletzte in solchem (glänzend befehligten) Hornberger Schießen am Ende nicht doch der Autor ist. (Aufbau-Verlag, 12 M)

Ähnlich und doch ganz anders *Jurek Beckers* dritter Roman *„Der Boxer"*. Ähnlich hinsichtlich des Vorsätzlichen und der Einbeziehung der Arbeit des Autors an seinem Text in den Text, anders in mancherlei Sinn, vornehmlich aber darin, daß hier — stockend und holpernd — eine Geschichte sich bildet, eine leise, graue, stumpfe, brüchige Geschichte zwar, eine von den Geschichten, die einem gar nicht gefallen, eine hinfällige Geschichte, die aber alle Bürgschaft der Welt einfach dadurch hat, daß sie gelebt worden ist, gelebt wird von Beckers Aron Blank. Von solchen Geschichten hörte man noch weniger, obgleich kurzes Nachdenken (und den Anstoß dazu gibt Becker) jedermann bewußt machen wird, daß es sie zwangsläufig geben muß — und nicht zu knapp und mitten unter uns. Aron Blank hat die Leiden des KZ, von denen er nicht spricht, weder klagend noch anklägerisch, überlebt; aber das Weiterleben nach der Befreiung kommt ihn hart an, es will ihm nicht mehr gelingen, dem so lange und drastisch in Frage gestellten Dasein neuen Sinn zu geben, Freunde, Frauen, am Ende auch der Sohn entgleiten ihm, Arno (wie er sich nun nennt) richtet nichts mehr aus. Der Autor argwöhnt beim Leser Enttäuschung, wie Aron bei dem ihn befragenden Erzähler. Es habe aber einer, heißt es etwa, ein Recht auf seine eigene Geschichte, und es bestünde keine Pflicht zur Identität mit der Zeitgeschichte (und deren höheren Schwüngen). Schon recht. Die Enttäuschung ehrt die Enttäuschten, die den Opfern neuen Mut und Kraft in Fülle wünschen (und auch Beispiele genug anführen könnten). Gleichwohl müssen sie (also wir) verstehen, daß solche Geschichten wie die des Aron Blank ganz und gar zu unserer Geschichte dazugehören. Und zwar so, wie sie sind. (Hinstorff Verlag, 8,20 M)

Ihr Ausleser

Seit „Waterloo“ weltberühmt: Die Gruppe Abba mit Benny Andersson, Frida Lyngstad-Fredriksson, Anna und Björn Ulvaeus (von links nach rechts)

Gedanken und Geschichten über die Technologie, das Verbindungsglied zwischen Forschung und Produktion

ROBOTER auf dem Vormarsch

Dieser Tage fielen mir zwei Publikationen aus völlig unterschiedlichen Zeiten in die Hände. Beide behandelten das Thema Technologie, die eine aus der Sicht der Zukunft, die andere nach dem Stande der Technik vor 200 Jahren.

In der ersten kündigten Japaner für den Beginn der 80er Jahre einen Betrieb an, in dem Werkzeugmaschinen nahezu völlig ohne Zutun des Menschen hergestellt werden sollen. Die Fabrik auf einer 20 000 bis 30 000 Quadratmeter großen Fläche soll nur noch von zehn Spezialisten überwacht werden. Üblich sind heute bei einer solchen Größenordnung 700 bis 800 Beschäftigte. Sie werden nahezu vollständig von Elektronenrechnern und programmgesteuerten Maschinen ersetzt sein, die rund 2 000 verschiedene Einzelteile produzieren und zu etwa 50 Baugruppen montieren sollen. Alles, begonnen beim Schmieden über Drehen und Schweißen bis zum Transport und der Gütekontrolle, wird Elektronenhirnen und Robotern übertragen sein. Ein ganz erstaunliches Unterfangen! Stammte diese Ankündigung nicht aus einer seriösen Quelle, könnte man sie leicht für einen Auszug aus einem utopischen Roman halten. Ob nun schon 1980 oder etwas später — sicher ist, daß derartige Roboter-Fabriken aus dem Bereich technologischer Utopia zur Realität werden. Anfänge dafür gibt es schon seit längerem, beispielsweise mit verketteten Maschinensystemen, die in der DDR für die nahezu vollkommen automatische Produktion bestimmter Maschinenteile entwickelt wurden und eingesetzt sind.

Der japanische Bericht war für mich auch deshalb in besonderem Maße beeindruckend, weil sein Inhalt in geradezu absurdem Kontrast zu der zweiten Publikation stand, einem äußerst raren antiquarischen Leckerbissen. Es handelte sich dabei um einen knapp 600 Seiten starken Band eines Göttinger Hofrates und ordentlichen Professors namens Johann Beckmann, den man in heutigen Normalverbraucher-Lexika vergebens sucht. Sein Name sagt nur eingeweihten Leuten vom Fach etwas. War Beckmann doch derjenige, der den Begriff Technologie zum erstenmal aktenkundig und öffentlich in unserem heutigen Sinne einführte. Und zwar mit dem erwähnten Buch, das am 12. März 1777 in Göttingen erschien unter dem Titel: „Anleitung zur Technologie"! Der gelehrte Hofrat gibt darin genaueste Kenntnis über die wichtigsten Handwerke oder, wie er sie nannte, Künste seiner Zeit. Detailliert erfährt man alle Einzelheiten darüber, wie und mit welchen Werkzeugen und Materialien man beispielsweise relativ einfache Handwerke wie die Wolleweberey, die Strumpfwirkerey und die Hutmacherey oder vornehmere Künste wie die Porzellan- oder Glasmacherey, die Bereitung von Schießpulver oder die Münzkunst ausüben muß. Dennoch ist es nicht allein der nostalgische Hauch längst verblichener Handwerke, der bei der Lektüre dieses Buches fesselt. Auch nicht vornehmlich die zahlreichen amüsanten Geschichten aus der Geschichte der Künste, mit denen Beckmann seinen durchaus trockenen Stoff technologischer Anleitung zu würzen verstand. Beispielsweise seine Darlegung zum „Siegeszug des gefährlichen Krautes" Tabak, dessen Genuß noch 1634 im damaligen Rußland mit Gefahr im wortwörtlichen Sinne verbunden war, nämlich Zuwiderhandlung gegen das Rauchverbot mit dem Verlust der Nase. In Bern gar stand das Verbot, dem blauen Dunst zu frönen, in der Polizeiordnung von 1661 in der Rubrik „Du sollst nicht ehebrechen".

Neben solch schmückendem Beiwerk aber interessierte mich bei Beckmann vor allem auch heute noch durchaus Beherzigenswertes, das von einer für die damalige Zeit eben erst beginnender industrieller Revolution erstaunlichen Weitsicht zeugt: Der Göttinger Professor appellierte an seine Gelehrten-Kollegen, insbesondere die Mathematiker und Naturforscher, sich der Technologie anzunehmen. Sie könnten „ihre Wissenschaft nicht höher anbringen", als wenn sie diese zum Nutzen der Gewerke betrieben, legte er ihnen ans Herz. „Damit füllen sie den großen Abstand der Gelehrsamkeit von dem, was im gemeinen Leben gebraucht werden kann, aus." Diese Sätze enthalten aus heutiger Sicht nichts anderes als die aktuelle Forderung, die Wissenschaft immer stärker als Produktivkraft nutzbar zu machen.

Ähnlich aktuell geblieben ist auch Beckmanns Definition der Technologie als die Wissenschaft, „welche die Verarbeitung der Naturalien, oder die Kenntnis der Handwerke, lehrt. . . . giebt die Technologie in systematischer Ordnung gründliche Anleitung, wie man zu eben diesem Endzwecke, aus wahren Grundsätzen und zuverlässigen Erfahrungen die Mittel finden und die bey der Verar-

Anleitung
zur
Technologie,
oder
zur Kentniß
der
Handwerke, Fabriken und Manufacturen,
vornehmlich derer, die mit der
Landwirthschaft, Polizey und Cameralwissenschaft
in nächster Verbindung stehn.

Nebst
Beyträgen zur Kunstgeschichte.
Von
Johann Beckmann
Hofrath und ordentl. Prof. der Oekonomie in Göttingen.

Dritte, verbesserte und vermehrte Ausgabe.
Mit einer Kupfertafel.

Göttingen,
im Verlag der Vandenhoeckschen Buchhandlung. 1787.

Das Mädchen und die Roboter. Ilona Eck ist nicht nur Herrin der Datenübertragungseinheit, sondern praktisch der ganzen großen Halle der Werkzeugmaschinenfabrik Seebach. Einige der Geräte sind direkt mit dem Stammbetrieb des VEB Uhren- und Maschinenkombinat in Ruhla verbunden

Auch die dritte Auflage des Buches ist eine bibliophile Kostbarkeit. Die erste war am 12. März 1777 erschienen (Bild links)

beitung vorkommenden Erscheinungen erklären und nutzen soll."
In einer Einführungsvorlesung zur Technologie für Studenten beispielsweise an der Technischen Universität Dresden klingt das heute zwar moderner, aber durchaus nicht grundsätzlich anders: Technologie ist die Wissenschaft von den naturwissenschaftlich-technischen Gesetzmäßigkeiten der materiell-technischen Seite des Produktionsprozesses und ihrer bewußten Anwendung durch die Menschen. Sie ist es, die zwischen Forschung und Produktion die eigentliche Verbindung herstellt, die es ermöglicht, neueste wissenschaftliche Erkenntnisse rasch in der Praxis anzuwenden. Spektakuläre Beispiele dafür sind die Laser- und die Kerntechnik.
Laser mit ihren scharf gebündelten, außerordent-

lich energiereichen Strahlen begannen schon kurz nach ihrer Entwicklung für zahlreiche Neuerungen in der Industrie zu sorgen. Heute werden mit Laserstrahlen Messungen im Bauwesen vorgenommen, Werkstoffe geschnitten und Metalle geschmolzen. Aus einem sowjetischen Uhrenwerk in Petrodworez wurde bekannt, daß dort Laserstrahlen für das Bohren von Löchern in die Steine genutzt werden. Sechs Lasergeräte lösten 240 Zwanzigspindelmaschinen ab, die vorher die Löcher mit nur hundertstel Millimeter Durchmesser gebohrt hatten.

Für den praktischen Nutzen der Kerntechnik gibt es ebenfalls viele Belege, so die Entwicklung neuer Meßgeräte. Von radioaktiven Isotopen ausgesandte Strahlung mißt beispielsweise die Stärke dünnster Schichten oder prüft die Qualität von Gußerzeugnissen. Und das alles berührungslos, in Sekundenschnelle und auf Bruchteile von Millimetern genau. Neue wissenschaftliche Erkenntnisse haben bei diesen Verfahren Pate gestanden, ermöglichten völlig andersartige Technologien bis zur Automatisierung vorher nur von Hand ausführbarer Arbeitsgänge.

So ist die Technologie heute eine Wissenschaft, die von vielen anderen Forschungszweigen lebt, von ihnen Impulse erhält und diese zu eigenen neuen Erkenntnissen weiterverarbeitet. Längst nicht immer handelt es sich dabei um aufsehenerregend Entdeckungen wie Laserstrahlen. Technologische Arbeit in den Betrieben, bei uns vor allem in den Plänen Wissenschaft und Technik verankert, ist vielmehr oft zäher Kampf mit überkommenen Fertigungsverfahren, überalterten Ausrüstungen und unzureichend wissenschaftlich organisierter Arbeit.

Die zunehmende Einführung von EDV-Anlagen, programmgesteuerten Werkzeugmaschinen und die Entwicklung immer neuer, besser auf die Bedürfnisse von Industrie und Bevölkerung zugeschnittener Erzeugnisse machen täglich aufs neue gründliche Analysen des Zusammenwirkens von Menschen, Maschinen und Materialien nötig. Mit technologischen Fortschritten soll nicht nur die Arbeitsproduktivität gesteigert und sparsamer produziert werden; vor allem, so ist im Programm der SED nachzulesen, soll auch die Arbeit der Menschen erleichtert werden. Dieses „Wie" der Produktion zu gestalten ist das eigentliche tägliche Brot jedes Technologen.

Oft gehören dazu bereits so einfach anmutende Veränderungen wie lärmabschirmende Kapseln um laute Maschinen, physiologisch günstig angeordnete Arbeitsplätze oder ein kontinuierlicherer Fluß der einzelnen Arbeitsgänge. Doch moderne Technologie geht inzwischen längst weiter. Eine stetig wachsende Zahl von Wissenschaften liefert ihr das Handwerkszeug. Leningrader Arbeitspsychologen und -physiologen nahmen sich beispielsweise des Fließbands an, das seit den Zeiten seines Erfinders, des amerikanischen Automobilkönigs Henry Ford, mit dem unauslöschlichen Makel großer Monotonie und Arbeitshetze behaftet ist. Nach den Anweisungen der Wissenschaftler wurde der Rhythmus der Fließbandgeschwindigkeit geändert: Zu Beginn der Arbeit läuft es langsamer, wird dann allmählich schneller, und gegen Feierabend nimmt die Geschwindigkeit wieder ab. Genau der menschlichen Leistungskurve von Eingewöhnung, Hochleistung und Ermüdung folgend. In einem anderen Werk sorgten die Leningrader Forscher dafür, daß die Arbeiterinnen nicht mehr hintereinander, sondern einander gegenüber am Fließband sitzen. So erhielten sie Gelegenheit, sich während der Arbeit zu unterhalten, einander besser kennenzulernen, zu einem Kollektiv zusammenzuwachsen.

Scheinbar sind dies Beispiele für relativ unbedeutende Veränderungen im technologischen Ablauf; tatsächlich jedoch erwiesen sie sich als äußerst wirkungsvoll für die Steigerung sowohl der Arbeitsfreude als auch der Arbeitsproduktivität. Technologie hat heute viele Gesichter, von automatisierten Produktionsabschnitten über die Einführung völlig neuer Erkenntnisse der Naturwissenschaft bis hin zu arbeitsorganisatorischen Verbesserungen. Sie alle gehören zu ihrem Gesamtbild.

Hinsichtlich der weiteren Entwicklung kann man vieles nur ahnen, so rasch sind die Fortschritte, die sich mit immer neuen Erkenntnissen anbahnen. In Forschungslabors vieler Länder entstehen beispielsweise Roboter, die mit den künstlichen Augen einer Fernsehkamera Bilder verschiedener Werkstücke aufnehmen und in ihren Elektronengehirnen unterscheiden, um ihren Greifarmen danach Anweisungen zur Montage bestimmter Baugruppen zu erteilen. Werkzeugmaschinen, die selbständig den Verschleiß ihrer Werkzeuge erkennen — wiederum mittels EDV-Anlagen — und entsprechende Nachregulierungen vornehmen, um verminderte Präzision zu verhindern, sind schon keine Zukunftsmusik mehr. Transport- und Lagerprozesse, die bei uns noch in vielen Industriezweigen ein Nadelöhr der Rationalisierung bilden und Tausende Beschäftigte bei eintöniger und anstrengender Arbeit binden, werden in nicht allzuferner Zukunft in wachsendem Maße von rechnergesteuerten Fahrzeugen übernommen werden. Der Technologie wird es obliegen, diese Neuheiten zweckmäßig und mit höchstem Effekt einzusetzen.

Die Voraussetzungen dafür schafft sie heute, wenn es darum geht, mit Hilfe von Wissenschaft und Technik die Produktion durch konsequentes Nutzen bekannter wie neuer Erfahrungen zu intensivieren und den Arbeitern solche Verfahren an die Hand zu geben, die sie immer mehr zu wahren Beherrschern der Natur machen.

Thomas Bencard

Wer schlachtet schon ein goldenes Pferd?

Blick hinter die Kulissen der Grand National Steeplechase

Weit über die Grenzen Großbritanniens hinaus erregt jedes Jahr „the Grand National Steeplechase", das große Liverpooler Hindernisrennen, die Gemüter nicht nur der Pferdesport-Liebhaber. Die Äußerungen liegen zwischen Empörung, Abscheu, Faszination und Anteilnahme.

Gegner siedeln das Rennen moralisch in der Nachbarschaft der Stierkämpfe an, Befürworter sprechen von einer beispiellosen Leistungsprüfung.

Beim Jahrgang 1976 des skandalumwitterten Spektakels ging ein Feld von 32 Startern an den

Ablauf der Bahn von Aintree. Und da nur 16 nach den 7218 Metern und 30 schweren Hindernissen ins Ziel kamen, war auch der Legende Genüge getan. Danach soll der Grand-National-Begründer, ein Roßschlächter namens Lynn, vor rund 140 Jahren erklärt haben, wenn mehr als die Hälfte der gestarteten Pferde das Ziel erreicht, dann taugt das Rennen nichts.

Ein Jahr lang war besonders das britische Publikum mit dem Gerangel um die Zukunft des großen Liverpooler Rennens in Erregung versetzt worden. Manche öffentliche Stimme in den westlichen Ländern hatte die Behauptung verbreitet: „Jetzt ist es vorbei mit dem brutalsten Hindernisrennen der Welt. Nach mehrmaligem Wechsel der Bahnbesitzer in den letzten Jahren fehlt das Geld für das 1976er Rennen." Ähnliches war auch schon früher emotionell aufgeladen als Werbemittel benutzt worden. Aber die Gewinner an dem Spektakel dürften sich kaum dazu entschließen, ihr goldenes Pferd zu schlachten. Es fanden sich noch immer Geldgeber, die sozusagen mit der Preisfinanzierung für das Rennen Vorschuß auf sicher zu erwartenden Profit leisteten. Dieses Jahr verknüpfte die Sonntagszeitung „News of the World" ihren Namen mit der Rennausschreibung. In Presseberichten wurde das Blatt der Sparte „Sex- und Kriminalpublizistik" zugeordnet. Doch die Zeitung sonnte sich in Form des dargebrachten Geldpreises für die Grand National Steeplechase im Glorienschein sogenannter nationaler Gesinnung. Werbeunkosten, versteht sich!

Das Rennen lebt geradezu von seinem schlechten Ruf. Auf die verderblichen Auswirkungen öffentlicher bürgerlicher Meinungsbildung bauend, verläßt man sich auf die Zugkraft eines mehr als turbulenten Rennverlaufes. „Natürlich waren wieder liegende, hilflos mit den Hufen in der Luft schlagende Pferde und wie vom Katapult abgeschossene Jockeis zu sehen", heißt es in einem Rennbericht. Stammgast Tod blieb diesmal draußen, aber auch das andere reichte. Der älteste Teilnehmer, der 57jährige Duke of Albuquerque, war das am schlimmsten malträtierte Opfer. Als er am Hindernis 13 stürzte und die Pferde über ihn wegtrampelten, erlitt er Kopfverletzungen und einen Bruch des linken Oberschenkels.

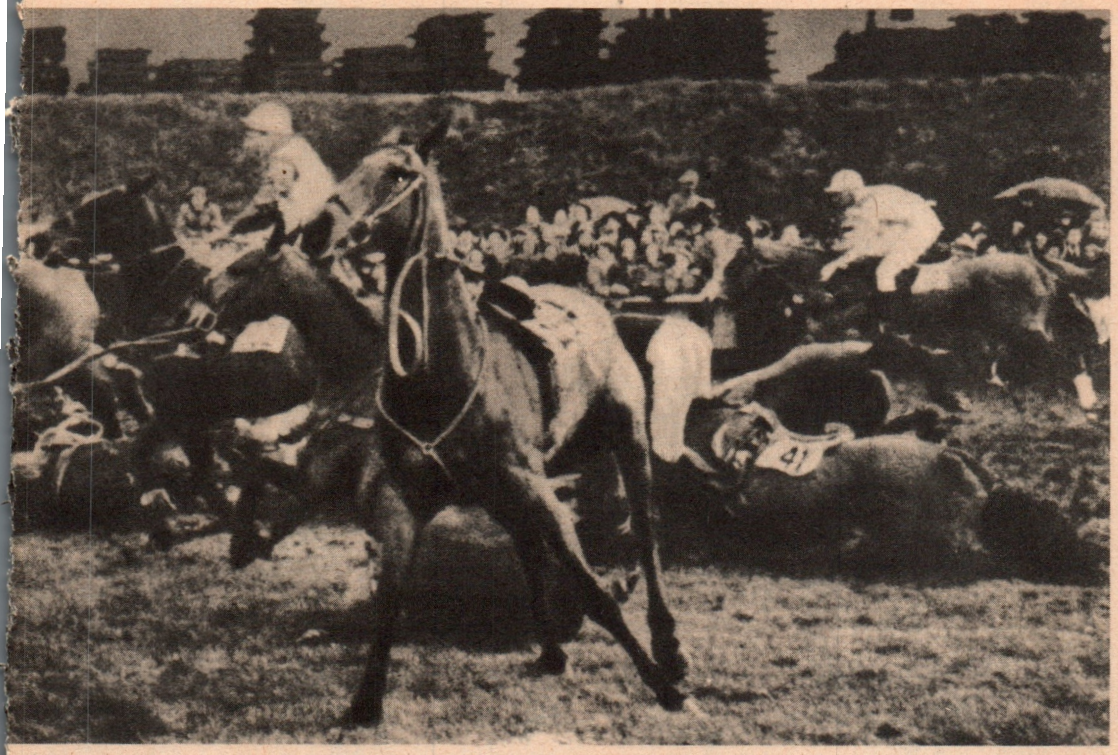
Wenn man den Zahlen folgt, daß in 15 Jahren 544 Reiter und Pferde in der Grand National Steeplechase gestartet sind, von denen nur 195 ins Ziel kamen, dann versteht man die leicht beschwichtigende Meinung, der Jahrgang 1976 sei bei nur 50 Prozent Ausfällen ausnahmsweise glimpflich verlaufen.

Um es unmißverständlich zu sagen: Wir sind

30 Hindernisse hat die Rennstrecke. Massenstürze gehören zum Geschäft

nicht gegen schwere Hindernisrennen im Pferdesport. Aber es gibt vor allem zwei Probleme, die das Rennen in Aintree in seiner gegenwärtigen Form ins unsportliche Abseits stellen: Erstens entspricht die Vorbereitung der Teilnehmer oft nicht den Prinzipien eines anstrengenden leistungssportlichen Ereignisses. Da haben noch am Vorabend die Jockeis mehr mit sich als mit ihrem Pferd zu tun. Das angestammte Ritual in Aintree führt sie zu den verschiedensten Empfängen, bei denen mit Alkohol nicht gegeizt wird. Der größte Buchmacherkonzern, ein Millionenunternehmen, lädt ebenso zum Drink ein wie der Hilfsfonds der geschädigten Jockeis, um bei Bier und Sandwiches für jene zu sammeln, die als gelähmte oder amputierte Opfer der Grand-National-Geschichte mit dem Rollstuhl in den Saal gefahren werden.

Und zweitens werden die Pferde nicht in jedem Falle so vorbereitet, wie es der schwere Kurs verlangt. Ehrgeizige Besitzer, die mit ihren Farben unbedingt dabeisein wollen, selbst wenn sie über kein geeignetes Pferd verfügen, bringen die Jockeis, die in ihrem Auftrag reiten, ebenfalls in Gefahr. Tierärzte und an die 100 Sanitäter wissen die Konsequenzen solcher Nennungen zu schildern. Nichts charakterisiert die Rennsituation drastischer als die Einschätzung einer westdeutschen Wochenzeitung: „Für die Tiere ist die Pistole und für die Reiter ein



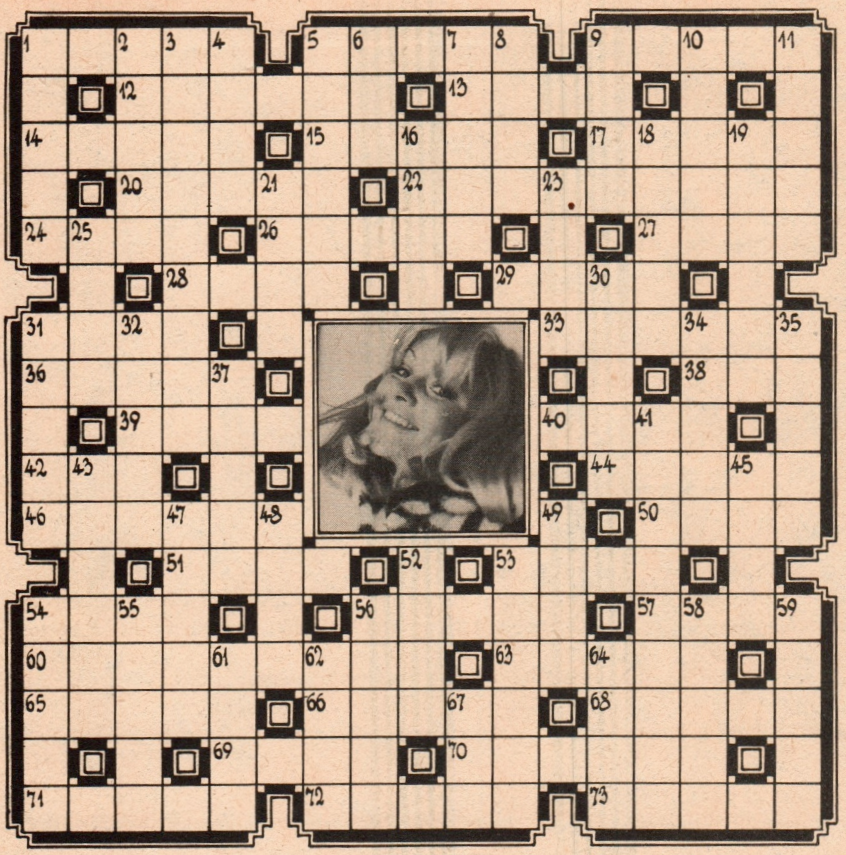
Sechs-Betten-Hospital an der Strecke reserviert.“ Obwohl das Fernsehen seit 17 Jahren dabei ist, vermeidet die Kamera die brutalsten Szenen. „Würde die Kamera hier verweilen“, so hieß es sarkastisch in dem gleichen Blatt, „statt dem Rennen zu folgen, ein Proteststurm wäre sicher, verendende Pferde erregen die Gemüter allemal mehr als die Fotos hungernder Kinder.“

An Ort und Stelle waren es in diesem Jahr immerhin 50 000 zahlende Zuschauer, ein Nichts jedoch gegenüber den 250 Millionen, die man für die Teilnahme am Bildschirm zwischen Southampton und Sidney errechnete. In neun Minuten 20 Sekunden war alles vorbei, und es stand fest: Nicht der Sieger von 1973 und 1974 und zweite von 1975, der 11jährige Wallach „Red Run“, hochgepaukter britischer Wunschfavorit, sondern der ebenso gelegte, also für die Pferdezucht bedeutungslose „Rag Trade“ unter Jockei John Burke hatte den Sieg und das erste Geld nach Hause galoppiert. Auch die Tatsache, daß nur 7- bis 11jährige Pferde am Start waren, widerlegt die Mär: In der Großen Liverpooler starte nur das Beste vom Besten! Zweifellos präsentierten sich in der Spitzengruppe dieses Jahrganges mehrere gut vorbereitete und leistungsstarke Steepler. Aber welcher Besitzer schickt schon seine besten Pferde auf die Bahn nach Aintree, wenn er mit ihnen schon in viel früheren Jahren in der Zucht, ohne Gefahr tödlicher Verletzungen, gute Geschäfte machen kann? Die Zucht des englischen Vollblutpferdes würde auch ohne Rennen dieser Art existieren und sich entwickeln können.

„Red Run“ kam also erneut nur auf den 2. Platz. Aber schon wird kräftig die Werbetrommel für seinen Start 1977 gerührt. Man ist sicher, damit britische Nerven richtig zu treffen. Denn bei einem Erfolg würde zum erstenmal in der Geschichte dieses Rennens ein Pferd dreimal den Kurs als Sieger verlassen. Für Wettfanatiker ein unerschöpfliches Thema. So wird es wieder ein Jahr von den Plattentellern der BBC dröhnen: „Run, Red Run, Run“!

Aber zuerst wurde Kasse für den Jahrgang 1976 gemacht. Der Besitzer des Siegerpferdes kassierte umgerechnet fast 200 000 Mark. Daneben soll er noch rund 500 000 Mark durch Wetten eingenommen haben. Den meisten Rahm schöpften jedoch die Buchmacher ab, die mit dem Außenseitersieg ein Umsatzplus erheblich über 100 Millionen Mark registrierten. Das Staatssäckel wurde ebenfalls reichlich bedient, denn schon seit langem steht fest, daß im umfangreichen britischen Wettgeschäft nirgends soviel Geld einkommt wie bei der Großen Liverpooler. Und deshalb wird auch in Zukunft die „Grand National Steeplechase“ auf der Bahn in Liverpool-Aintree stattfinden.

Helmut Lenz



Auflösung aus Heft 9/1976

Waagerecht: 1. Fisch, 5. Fama, 8. Rabat, 11. Thate, 12. Adda, 13. Inari, 14. Sana, 16. Hacke, 19. Mine, 21. Tempelhof, 23. Sims, 25. Saat, 26. Genf, 27. Tal, 28. Luke, 30. Sari, 32. Adria, 34. Eos, 36. Areal, 38. Beleg, 40. Knall, 41. Abend, 43. Oka, 45. Liane, 48. Elea, 49. Rade, 51. Bär, 52. Unke, 54. Torr, 55. Hand, 58. Loebinger, 61. Oman, 63. Enter, 64. Anna, 66. Argon, 67. Irun, 68. Hürde, 69. Avers, 70. Renn, 71. Streu.

Senkrecht: 1. Fries, 2. Stamm, 3. Christian, 4. Hain, 5. Fes, 6. Manet, 7. Adam, 8. Rahe, 9. Buche, 10. Treff, 15. Atair, 17. Alge, 18. Kongo, 20. Esla, 22. Pau, 24. Isar, 28. Laban, 29. Kola, 30. Sago, 31. Reka, 33. Delle, 34. Egel, 35. Soda, 37. Lava, 39. Eberhardt, 42. Neon, 44. Kanon, 46. Ahorn, 47. Ebro, 49. Rebe, 50. Dan, 52. Ulema, 53. Kette, 54. Tenne, 56. Anger, 57. Donau, 59. Iris, 60. Gaur, 62. Mars, 64. Ahn.

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Hauptstadt von Tibet, 5. lokkeres Fasergebilde, 9. Oper in Mailand, 12. Tagesabschnitt, 13. Stadt in Oberitalien, 14. Nebenfluß des Dnepr, 15. Schriftsteller, gest. 1910, 17. ein Ölbaumharz, 20. Äste des Geweihs in der Jägersprache, 22. Bretterverkleidung der Hallenrennbahnen, 24. Stechwerkzeug, 26. Ausschmückung, Verzierung, 27. Bezirk der DDR, 28. Komponist der DDR, 29. Gestalt aus „Eugen Onegin", 31. Nebenfluß der Donau, 33. Buchstabe, 36. arbeitender Teil des Körpers, 38. Keilschwanzsittich, 39. Bühnen- und Konzertsänger, NPT, 40. Zahl, 42. Windseite, 44. Anspruch aus der Sozialversicherung, 46. wehmütiges Gedicht, 50. spanische Landschaft, 51. Planet, 53. altchinesische Münz- und Gewichtseinheit, 54. Singvogel, 56. oberösterreichisches Bad, 57. Kartenspiel, 60. letztwillige Verfügung, 63. Nebenfluß der Weser, 65. chemischer Grundstoff, 66. Bild höchster Vollkommenheit, 68. Laubbaum, 69. Radteil, 70. Hülsenfrüchte, 71. verzweigte Flußmündung, 72. Heidekraut, 73. Zuverlässigkeit, Anhänglichkeit.

Senkrecht: 1. weiblicher Vorname, 2. Singvogel, 3. Aufenthalt in klarer Luft, 4. Stadt in Rumänien, 5. männlicher Vorname, 6. Sammlung von Aussprüchen, 7. Stadt in der ČSSR, 8. Tragetier, 9. Küchengerät, 10. Gestalt aus der „Fledermaus", 11. Schallplattenmarke, 16. Anruf auf See, 18. Vermächtnis, 19. kleines Raubtier, 21. Nebenfluß der Fulda, 23. altes Längenmaß, 25. Kopfschmuck, 30. Führer im Bauernkrieg, 31. Aufgabe des Schauspielers, 32. tropische Faserpflanze, 34. Nadelbaum, 35. Grünfläche, 37. Gestalt aus der Oper „Die Perlenfischer", 41. besitzt angeblich die Fähigkeit, über Raum und Zeit hinweg Personen und so weiter wahrzunehmen, 43. Kleidungsstück, 45. altrömisches Gewand, 47. Rute, 48. niederländische Stadt, 49. Tanzvergnügen, 52. Nebenfluß der Elbe, 53. Muse des Lustspiels, 54. Stelle, Platz, 55. Ungeziefer, 56. Asiat, 58. Währung in der ČSSR, 59. Verwandte, 61. Gestalt aus „Nabucco", 62. Nadelholzgewächs, 64. Bürde, 67. nordischer Vogel.

Fortsetzung von Seite 30

Das gehört nicht zum ministeriell bestätigten Unterrichtsprogramm. Was ich in der 1 b bei Frau Bader gesehen habe, war kein Schulunterricht, sondern eine außerschulische Arbeitsgemeinschaft. Dementsprechend wird sie von einer Horterzieherin geleitet und nicht von einem Lehrer. Daß die Arbeitsgemeinschaft sich am Vormittag betätigen darf — um den Kindern den Weg mittags nach Hause und nachmittags zurück in die Schule zu ersparen —, ist eine Ausnahmeregelung. Sie beruht auf der Voraussetzung, daß alle Kinder einer Klasse sich der Arbeitsgemeinschaft anschließen. Das bedeutet: es muß jeweils die Zustimmung *aller* Eltern eingeholt werden.

Also gehen Direktor Hartmann und seine Stellvertreterin, Oberlehrerin Zänger, jedes Jahr zu den Eltern der künftigen Schulanfänger, erklären ihnen den pädagogischen Wert des Schachs, werben für die Arbeitsgemeinschaft. Sie tun dies mit Geduld — und mit Erfolg: In vier Jahren gab es nur zwei Fälle, da Eltern ihre Zustimmung verweigerten und meinten: „Unser Kind braucht so etwas nicht." In beiden Fällen kamen die Eltern nach verhältnismäßig kurzer Zeit von sich aus zum Schuldirektor: „Bitte nehmen Sie unser Kind auch in die Arbeitsgemeinschaft auf ..."

5. Die Lehrer

Die Käthe-Kollwitz-Oberschule hat das jüngste Lehrerkollegium im Kreis Wittenberg.

Alle Lehrer — diejenigen, die aktiv am Schachbetrieb teilnehmen, wie die, welche noch abseits stehen oder sich zögernd heranzutasten suchen — profitieren davon, daß sie an einer schachspielenden Schule wirken. Denn die schachliche Aktivität der Schüler fördert ihre schulischen Leistungen.

Das ist keine unbeweisbare Behauptung. In der Sowjetunion wird seit den 50er Jahren an einer ganzen Reihe von Schulen, in Moskau, Leningrad, Kiew, Lwow und anderen Städten, mit der obligatorischen Einführung des Schachs als Unterrichtsfach für Schulklassen unterschiedlicher Altersgruppen experimentiert. Die Ergebnisse wurden ausgewertet und als positiv eingeschätzt. Das Experiment wird fortgesetzt.

Auch Helmut Hartmann und seine Mitarbeiter haben von 1970 bis 1975 Schüler in ihrer Leistungsentwicklung beobachtet: 30 Nichtschachspieler, 30, die Schachspielen lernten, aber nur sporadisch oder gar nicht weiterspielten, und 30 aktive Schachspieler. Ich möchte den Leser nicht mit Einzelheiten der über sechs Jahre geführten Statistik ermüden. Aber der Vergleich fiel eindeutig zugunsten der Schachspieler aus.

Die Leistungsfrage ist überhaupt Wurzel und Ausgangspunkt der Schachaktivität an der Käthe-Kollwitz-Oberschule. Diese stand viele Jahre lang insbesondere in Mathematik hinter anderen Wittenberger Schulen zurück. „Die Frage: Warum kommen wir in Mathe nicht voran? quälte uns," sagt Oberlehrerin Margit Zänger. „Vor vier Jahren meinte der Chef: ‚Versuchen wir zusätzlich zu den bewährten pädagogischen Mitteln mal was Neues: mehr Schach!' Und in der Tat: Jetzt geht es vorwärts."

6. Der Direktor

Meine Frau sagt, etwas verallgemeinernd und apodiktisch: „Alle Schachspieler haben eine Meise." Sie geht seit 25 Jahren nicht von dieser Behauptung ab, und ich will mit ihr nicht streiten noch rechten. Ich möchte nur Helmut Hartmann ausgenommen wissen.

Als Junge träumte er davon, Lehrer zu werden. Sein Vater war Arbeiter in Dessau und Kommunist. Sie waren 16 Kinder zu Hause, und mehr als die Volksschule war nicht drin. Helmut wurde Bau- und Möbeltischler. In diesem Beruf arbeitete er auch nach 1945 noch ein Jahr, ehe er zu einem Lehrgang für Neulehrer nach Köthen delegiert wurde. Am 1. September 1948 erfüllte sich sein Traum: Er war Lehrer! Zwei Jahre später ist er schon stellvertretender und ein weiteres Jahr danach Direktor in Dessau. Nach Wittenberg kam er als Kreisschulrat, bis er 1965 die neuerbaute Käthe-Kollwitz-Schule übernahm.

Jahrgang 1925, war Helmut Hartmann schon als Kind beim Arbeiterschach und mischte, sechsjährig, in der Arbeiterschachhochburg „Tivoli" mit den Großen mit; nach dem Krieg spielte er mit der Mannschaft Motor Abus Dessau in der DDR-Liga; er hat die Jünger der Schachgöttin Caissa auch an den Schulen um sich geschart, in Dessau wie in Wittenberg. Aber der Oberstudienrat ist vor allem Kommunist und Pädagoge und erst dann Schachspieler. Er weiß — und er handelt danach —, daß die jungen Menschen sich an unserer sozialistischen Schule die ganze Breite und Vielfalt der Kulturgüter zu eigen machen müssen. Er weiß — und er handelt danach —, daß Unterricht und produktive Arbeit, politisch-gesellschaftliche, ästhetisch-kulturelle und sportliche Tätigkeit eine unauflösliche Einheit bilden. Die dominierenden Sportarten an der Käthe-Kollwitz-Oberschule sind übrigens Leichtathletik und Handball.

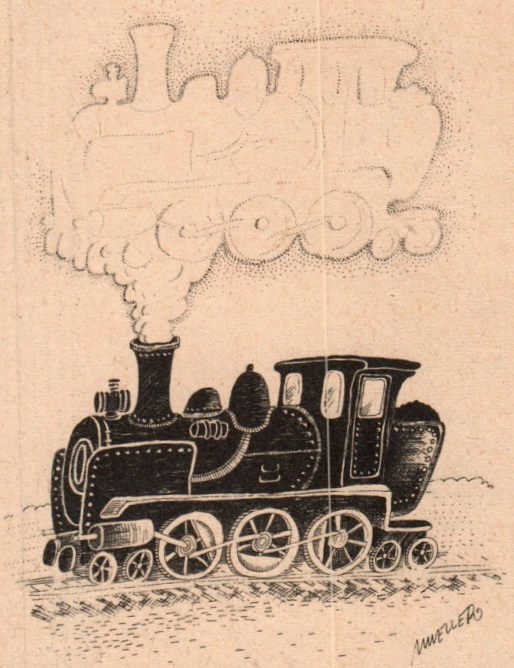
Aber Helmut Hartmann weiß auch, daß das Schachspiel über Eigenheiten verfügt, die für die Persönlichkeitsbildung junger Menschen von

besonderem Wert sind. Es entwickelt Mut und Phantasie, logisches Denken, Entscheidungsfreudigkeit und Willensstärke. Hartmann hält es mit Nikolai Krylenko, einem Bolschewiken der Leninschen Garde, der 1917 Oberkommandierender der Roten Armee war, später Generalstaatsanwalt und schließlich Justizminister (Volkskommissar) Sowjetrußlands, ,,nebenbei" Begründer der heute über fünf Millionen vereinenden Schachföderation der UdSSR. Krylenko sagte:
,,Das Schachspiel ist unbestreitbar ein wichtiges Mittel zur Entwicklung der ästhetischen, künstlerischen und Willensqualitäten."

7. Die Volksbildung

Es gab einigen Ärger mit der Volksbildung, als in Presseveröffentlichungen über die Käthe-Kollwitz-Oberschule von Noten und Zensuren für das ,,Fach Schach" die Rede war. Der Katalog des Volksbildungsministeriums kennt kein solches Unterrichtsfach, natürlich kann es dafür keine Noten und keine Zensuren geben. Andererseits lernen die Schulanfänger bei den Erzieherinnen Schach spielen, wie sie bei den Lehrern Lesen und Schreiben lernen. Es ist verständlich, daß sie — und die Eltern! — Leistungen und Fortschritte bewertet sehen möchten, gerade auf einem Gebiet, das schwierig ist und unerschöpflich und auf dem man doch an Sieg oder Niederlage messen kann, wer gut ist und wer besser. Die Erzieherinnen führen ein Klassenbuch, in dem die sichere Kenntnis Antjes über den Turm und Kerstins schöne Erklärung über die Umwandlung des Bauern jeweils mit einer 1 vermerkt werden. Auf den Zeugnissen werden die Fortschritte der Kleinen mit einer Wortbeurteilung gewürdigt. Das sieht etwa so aus: ,,Kerstin erreichte ausgezeichnete (die Abstufung geht über sehr gute und gute bis befriedigende) Leistungen im Schach, was sich günstig auf die Leistungen in Mathematik und anderen Fächern auswirkte."
Diese Form der Bewertung ist mit den zuständigen Organen der Volksbildung vereinbart, die der schachlichen Initiative und Aktivität der Käthe-Kollwitz-Oberschule mit Verständnis und Wohlwollen gegenüberstehen.
Auch der Deutsche Schachverband der DDR unterstützt die Wittenberger — Präsident Armin Heintze bezeichnete sie auf der II. Nachwuchskonferenz als Schrittmacher auf dem gesellschaftlich wichtigen Gebiet des Schulschachs — nach Kräften und ist bereit, überall dort zu helfen, wo das Beispiel der schachspielenden Schule Schule macht.

Heinz Stern



OHNE WORTE *Zeichnung: Andreas Mueller*

Witwe, 50 J., attr., mttbld., vollschlk., gepfl. Ersch. mö. viels. int. Herrn mit handw. Fähigk. mögl. Bez. K.-M.-St., kennenl. — Idyll. Grdst. vorh. — Fahrerl. erw., aber nicht Bed. Bildzuschr. angen. (gar. zur.) an MA 7111 DEWAG, 1054 Berlin

Suche liebensw., frdl. Partner für alle schönen Dinge des Lebens. Bin 1,58 groß (50), bld., schlk., alleinsteh. (verw.), berufstät., Fahrerlaubnis. Nur ernstgem. Zuschr. erb. an MA 7112 DEWAG, 1054 Berlin

Bin 37/1,60, verw., dklbld., su. gutauss. Mann bis 45, der meinen beiden Kindern, 9, 13 J., ein lieber Vati ist. MA 7113 DEWAG, 1054 Berlin

Attraktive Lehrerin, 30/1,65, schlk., temperamentv., anpassungsf., gesch., su. großen (ni. unter 1,80), symp., gebild., ehrl. Partner u. für meine 5j. To. einen guten Vati. Nur ernstgem. Bildzuschr. an MA 7114 DEWAG, 1054 Berlin

Lehrerin, 30/1,62, bld., schlk., viels. inter., su. nett., aufgeschl., intell. Partner bis 35, musisch inter. (Kleinkind angen.). MA 7115 DEWAG, 1054 Berlin

2 jg. Männer, beide 20/1,78, z. Z. n. NVA, su. Briefw. mit 2 jg. Mädch. gl. Alters. MA 7116 DEWAG, 1054 Berlin

Suche treue, herzensgute, verständnisv. Frau bis 30, mit braun. Augen (n. Bed.), Körperschaden oder Gehfehler kein Hindern. (R. Mühlhausen, Gotha, Eisenach erw., n. Bed., auch Mittel- u. Nordbez.) Bin Mitte 30, etwa 1,75, bld., gehbehind. durch Unfall, trotzdem sportl. Nur erstgem. Bildzuschr. an MA 7117 DEWAG, 1054 Berlin

„Er", 20 1/2/1,85, sucht „Sie", jg., treues, zärtl. Mädchen mit Int. für Reisen, Zelten u. Natur zw. sp. Heirat. Nur ernstgem. Bildzuschr. an MA 7118 DEWAG, 1054 Berlin

Solider, jg. Mann, 25/1,76, viels. inter., wünscht Dame (auch m. Kind) zw. spät. Ehe kennenzul. Bildzuschr. erb. an MA 7119 DEWAG, 1054 Berlin

Wiss.-techn. Mitarbeiter su. unkonventionelle Partnerin. Bin Ende 20/1,66, schlk., natürl., trage einen üppigen Vollbart. Zuschr. an 246 445 DEWAG, 401 Halle, PSF 79

Bin 34/1,78, jünger ausseh., schlk., viels. interess., su. treue, liebev. schlanke Partnerin, 18-32 J. Alle Bildzuschr. werden beantw. (gar. zur.) an B 4881 DEWAG, 88 Bautzen

Bin 55/1,63, v. Lande, möchte n. gr. Enttäuschung intell. u. ehrl. Partner kennenl. Zuschr. an 683 165 DEWAG, 37 Wernigerode, Markt 4

Bequemer geht's nicht

Wußten Sie schon, daß Sie im Dauerauftrag am Lotto-Spiel teilnehmen können?
Sie brauchen uns dazu nur die von Ihnen gewünschten Zahlen der Spielarten „TELE-LOTTO" oder „6 aus 49" 1. und 2. Ziehung mit Ihrem Spielauftrag schriftlich zu geben.
Wir ziehen dann im Abbuchungsverfahren laufend den Spieleinsatz von Ihrem Spargirokonto ein.
Die Gewinne werden durch EDV ermittelt und auf Ihr Konto überwiesen.

Bequemer geht's nicht:
Sie sparen den wöchentlichen Weg zur Annahmestelle, denn wir erledigen jetzt schnell und korrekt alles für Sie!
Ihren Dauerauftrag wollen Sie bitte erteilen:
Zentralversand des
VEB Vereinigte Wettspielbetriebe
701 Leipzig, Leibnizstraße 24
Postfach 541

1 × getippt immer dabei!

DEWAG DRESDEN · Hoffmann

Schlank lebt sich's leichter!

Es fühlt sich wohl, trotz seiner Massen.
Doch der Mensch ...
Gesunde Ernährung und viel Bewegung
verhindern Fettpolster und mindern Übergewicht.
Sei klug, lebe gesund!

Deutsches Hygiene-Museum in der DDR.
801 Dresden, Lingnerplatz 1

INSERAT

BUCHHAUS LEIPZIG

Chanson — mein Leben
Aus den Erinnerungen großer Interpreten
Hrsg. von Frauke Deißner-Jenssen · 308 Seiten mit zahlreichen Fotos, Leinen **12,50 M**
Henschelverlag Kunst und Gesellschaft · Berlin
Die Autobiographien von Yvette Guilbert, Mistinguett, Maurice Chevalier, Edith Piaf, Yves Montand und Charles Aznavour berichten vom Leben und Aufstieg dieser Künstler und vermitteln ein Bild von Vergangenheit und Gegenwart des französischen Chansons.

Die Urenkel des Spartacus
Klaus Ullrich · 144 Seiten mit 56 Seiten Fotos, Leinen **12,80 M** · **Sportverlag Berlin**
Ein Blick in die Vergangenheit leitet dieses interessante Buch ein. So erfährt der Leser, wer den Namen des großen Sklavenführers Spartacus in unsere Zeit trug und vieles andere. Im Mittelpunkt stehen jedoch Berichte von Sportjournalisten über die Kinder- und Jugendspartakiaden.

Fischkunde für Angler
Wolfgang Zeiske · 160 Seiten mit 40 Farbtafeln, Pappband **10,80 M** · Sportverlag Berlin
In diesem Buch werden über 100 einheimische Fische beschrieben. Tabellen geben Auskunft über Mindestmaße, Schonzeiten und Fangbegrenzungen. Fragen der Fischbiologie werden behandelt und Hinweise auf Angelmethoden gegeben.

Rauhnachtzauber · Europäische Jagdsagen
Hrsg. Hubert Sauer · 256 Seiten mit 42 Illustrationen, davon 27 farbig, Leinen **24,80 M***
VEB Greifenverlag zu Rudolstadt
Mythen und Sagen, die sich mit der Jagd verbinden, sind in dieser Sammlung enthalten. So erfährt der Leser von Jägern, die aus Jagdleidenschaft ins Verderben geraten, wie der griechische Held Aktaion, der die Göttin Artemis beim Baden überrascht und in einen Hirsch verwandelt wird.

Glasporträt eines Mädchens · Erzählungen
Tennessee Williams · Aus dem Amerikanischen
Etwa 200 Seiten, Leinen **etwa 7,50 M***
Aufbau-Verlag Berlin und Weimar
Tennessee Williams ist vielen Lesern auch durch den Film „Der Mann in der Schlangenhaut" bekannt, der nach einem seiner Dramen entstand. Auch in seinen Erzählungen sind krankhafte sexuelle und geistige Triebe thematisch von Bedeutung.

Das Geheimnis der Marie Roget · Elf Erzählungen
Edgar Allan Poe · Aus dem Amerikanischen
Etwa 340 Seiten mit farbigen Illustrationen von Dieter Müller, Leinen **18 M***
Verlag Rütten & Loening, Berlin
Der Band enthält eine Auswahl der besten und phantasievollsten Kurzgeschichten Edgar Allan Poes.

Die innere Front · Roman über die Rote Kapelle
Juri Korolkow · 349 Seiten, Paperback **6,60 M**
Verlag Volk und Welt, Berlin
Bis in die höchsten Kommandostellen Hitlers drangen die kühnen Späher der Widerstandsgruppe um Harro Schulze-Boysen und Arvid Harnack, von deren Leben und Tod dieser Tatsachenroman erzählt.

Andreas und die Lausbubenkompanie
Karl-Heinz Räppel · 190 Seiten mit 32 Abbildungen Leinen **5,60 M**
Militärverlag der DDR (VEB) Berlin
Die Hauptheiden des Buches, Jungen im Alter von 10—14 Jahren, sehen sich plötzlich einem Bataillon der NVA gegenüber. Beim Manöverspiel lernen sie etwas vom Leben der Soldaten kennen.

Bestellen Sie bitte auf einer Postkarte unter Kenn-Nummer **Z 200** beim **BUCHHAUS LEIPZIG · 701 Leipzig · Postfach 140.**
Die mit Sternchen gekennzeichneten Titel sind gegenwärtig durch uns noch nicht lieferbar und werden sofort nach Eingang zum Versand gebracht. Einen Zwischenbescheid erteilen wir nicht. Die Zusendung erfolgt gegen Nachnahme. Porto und Verpackung werden dem Empfänger berechnet. Wir bitten um Verständnis, daß wir Titel, die nicht in ausreichender Menge zur Verfügung stehen, entsprechend den speziellen Aufgaben unserer Einrichtung vorrangig an die Landbevölkerung liefern.

Liebe, Phantasie und Kochkunst

Saftige Fruchtbarkeit

Schon immer war die Jahreszeit nebliger Dämmerung, schweren Taus, reifer Äpfel an den Zweigen, gepuderter Weintrauben und leuchtender Pfirsiche die Zeit, um die Früchte des Bodens zu genießen und sich auf den kalten Winter vorzubereiten.

Aber die alten Tage sind vorbei, in denen eine Frucht im März bedeutete, daß eine alte Frau bis auf den Boden einer mit Holzwolle gefüllten Kiste langen mußte, um dem Kind einen Apfel, zerfurcht wie ihre Hände, zu geben.

Heutzutage gibt es Obstkonserven und Pakete, kälter als der Nordpol, die aufgetaut oft mehr Saft als Früchte zu enthalten scheinen. Was jedoch kein Grund ist, im Winter, wenn sie am rechten Platz sind, auf sie herabzusehen.

Aber im Herbst, wenn es in Hülle und Fülle die schönsten Früchte gibt und wenn sie am besten schmecken, können wir getrost verschwenderisch mit ihnen umgehen. Allerdings wäre es töricht, so zu tun, als ob alle Äpfel gleich wären oder alle Zitronen. Dennoch gibt es einige universale Regeln, was das „Kochen" von Früchten anbetrifft. Und die erste wäre? Eßt soviel wie möglich roh, um die wertvollen Vitamine und Mineralstoffe zu schonen. Andere Grundsätze: Seid geizig mit Wasser und Hitze, laßt sie nur minutenlang dünsten. Verwendet rostfreie Messer und keine Töpfe aus Metall.

Früchte sind auf Partnerschaft eingestellt: Zimt, Nelken, Muskat, Ingwer, Zitrone und Vanille sind besonders gut geeignet. Mit Zukker zu sparen zahlt sich aus, damit die natürliche Herbheit der Früchte nicht übertönt wird.

Frisches Obst, Obstsalate, Fruchtgelee und Kompott sind angenehme leichte Nachspeisen. Äpfel und Birnen vertragen sich gut mit Käse.

Apfel Beignets

250 g saure Äpfel
Zitronensaft
Zucker
3 Eier
1 Eßlöffel Öl
3 Eßlöffel Mehl
1 Eßlöffel Weinbrand
Wasser
Fett zum Ausbacken
Zimtzucker

Die geschälten Äpfel in 1 Zentimeter dicke Scheiben schneiden und das Kernhaus entfernen. Mit Zitronensaft beträufeln und mit wenig Zucker bestreuen. Das Eigelb mit dem Öl gut verrühren und das Mehl langsam untermischen. Den Weinbrand zugeben und soviel Wasser, bis eine dicke Creme entsteht. Das Eiweiß steif schlagen und behutsam unter den Teig heben. Die Apfelscheiben sofort darin wälzen und in siedendem Fett ausbacken. Abtropfen lassen und im Backofen warm halten. Vor dem Essen mit etwas Zimtzucker bestreuen.

Apfeltorte

120 g Mehl
1 Prise Salz
75 g Margarine
25 g Schmalz
2 Eßlöffel Eiswasser
Für die Füllung:
30 g Butter
750 g Äpfel
Saft einer Zitrone
100 g Zucker
1 Paket Vanillenzucker
1 Eßlöffel Puderzucker

Mehl und Salz in eine Schüssel sieben und das Fett in Flöckchen darüber verteilen. Mit leichten Fingern zu Krümeln reiben. Eiswasser zugeben und alles zu einem weichen Teig zusammenkneten. $^1/_2$ Stunde in den Kühlschrank stellen. Eine flache feuerfeste Form gut ausfetten. Die geschälten Äpfel in dünne Scheiben schneiden, mit Zitronensaft und Zucker vermischen und in die Tortenform füllen. Teig ausrollen, über die Füllung legen und am Rand der Form festdrücken. Die weggeschnittenen Stücke nochmals ausrollen und zum Verzieren verwenden. Zwei bis drei kleine Schlitze in den Teig schneiden, mit Puderzucker bestreuen und im Backofen bei 200 Grad etwa 40 bis 50 Minuten backen. Dazu gibt es entweder Schlagsahne oder eine dicke Vanillensoße.

English Trifle

Bisquittortenboden
6 Eßlöffel Sherry oder Weißwein
6 Eßlöffel rote Konfitüre
500 g Pfirsiche (oder Birnen)
4—6 Eßlöffel Weinbrand
1 Päckchen Gelatine
$^1/_2$ l Milch
2 Eßlöffel Zucker
1 Paket Vanillepuddingpulver
$^1/_4$ l Schlagsahne
75 g Mandeln
Weintrauben

Den Boden einer dekorativen Schüssel oder Suppenterrine mit etwa zweifingerhohem Bisquitteig auslegen. Mit Sherry beträufeln und Konfitüre darüber streichen. Die kurz gedünsteten Pfirsichhälften daraufsetzen und mit Weinbrand beträufeln. Aus dem Fruchtsaft nach Vorschrift Gelee anrühren und über die Früchte füllen. Kalt stellen, bis der Saft geliert. Den abgekühlten Vanillepudding darüberfüllen, glattstreichen und kalt stellen. Mit Schlagsahne, abgezogenen Mandeln und Weintrauben garnieren.

PS. Der Trifle schmeckt noch besser, wenn Sie diese Schichtung noch einmal wiederholen und dabei andere Früchte verwenden. Aber aus gutem Grund ist eine Schlagsahneschicht genug.

Magnus

Zeichnung: Horst Hussel

MANFRED BOFINGER

Enkelkinder des OLYMP

ODER

DIE VERBESSERUNG DER DISZIPLIN

SPRUNGDISZIPLINEN:

1. WEITSPRUNG:

„ENDLICH", WERDEN DIE WEITSPRINGER SAGEN, „FÄLLT IN DIESER DISZIPLIN DAS LÄSTIGE GEGENLICHTSPRINGEN WEG!"

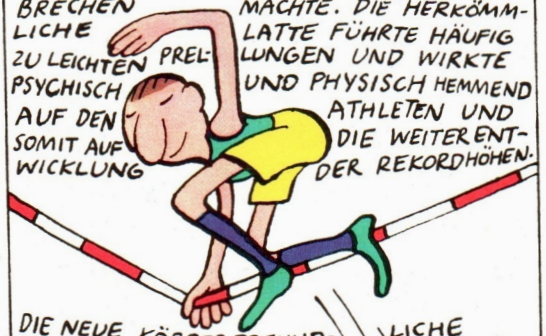
DIE SPRUNGANLAGE MUSS IN ZUKUNFT SO GEBAUT SEIN, DASS DER AKTIVE DIE SONNE IM RÜCKEN FÜHLT.

DER APPELL DES STARTERS: „SPRING ÜBER DEINEN SCHATTEN, SPRING!" BEFLÜGELT DEN ATHLETEN* ZU ENORMER LEISTUNGS-STEIGERUNG.

*) AUCH DIE ATHLETIN! (SIEHE BILD!)

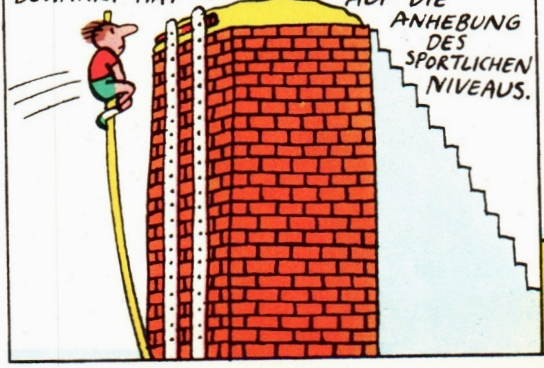
IN DIESEM GEFILDE DER LEICHTATHLETIK ENTWICKELN SICH TECHNIK, MATERIAL UND LEISTUNG SEIT JAHREN SPRUNGHAFT. (AUS „SPRINGENDE HEIMAT")

2. HOCHSPRUNG: HIER WAR ES NACH FOSBURYS GENIALEM FLOP NICHT MEHR DIE TECHNIK, SONDERN DAS MATERIAL, WAS AKTIVEN UND ORGANISATOREN IMMER WIEDER KOPFZERBRECHEN MACHTE. DIE HERKÖMMLICHE LATTE FÜHRTE HÄUFIG ZU LEICHTEN PRELLUNGEN UND WIRKTE PSYCHISCH UND PHYSISCH HEMMEND AUF DEN ATHLETEN UND SOMIT AUF DIE WEITERENTWICKLUNG DER REKORDHÖHEN.



DIE NEUE KÖRPERFREUNDLICHE PLASTE-ELASTE-LATTE ENTLASTET DEN SPRINGER UND LÄSST FÜR DIE KOMMENDEN SPIELE EINIGES VERMUTEN.

3. STABHOCHSPRUNG: FACHLEUTE DIESER SPORTART URTEILEN EINMÜTIG, DASS SICH IN DIESER DISZIPLIN EIN WANDEL VOLLZOGEN HAT. DAS HERUNTERKOMMEN IST LÄNGST SCHWIERIGER GEWORDEN ALS DAS HINAUFKOMMEN. AUCH HIER WURDE EINE VERÄNDERUNG DER TECHNISCHEN ANLAGE VORGENOMMEN, DIE SICH DURCH IHRE PSYCHOLOGISCHE EINFÜHLSAMKEIT GUT BEWÄHRT HAT IN BEZUG AUF DIE ANHEBUNG DES SPORTLICHEN NIVEAUS.



DREISPRUNG: WIE AUF UNSERER DARSTELLUNG DEUTLICH ERKENNBAR, HAT SICH DIESE KÖNIGLICHE SPRUNGDISZIPLIN FREIGEMACHT VON INDIVIDUALISTISCHEN ZÜGEN UND ERSTREBT KOLLEKTIVE DIE EHRLICHE LEISTUNG.

ÜBER GOLD, SILBER UND BRONZE ENTSCHEIDET DAS LEICHTERE KÖRPERGEWICHT.

GILT FÜR ALLE 4 DISZIPLINEN!

JEDER SIEGER ERHÄLT NEBEN DER GÜLDENEN MEDAILLE EINEN GLÄSERNEN POKAL MIT EINEM SCHÖNEN SPRUNG.

08060 32501 R 16
N 1 Riecken H.-Christian
Murmanskerstr.17 d/1